Vermischte Geschichten

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **- (1841)**

PDF erstellt am: **08.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-655314

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Nachtwächterruf des hinkenden Boten;

in der Nacht vor dem Neujahr 1841.

Höret was ich euch will sagen:
D'Glogge hett zechni g'schlage.

D's alt Jahr rückt wäger jetz zum End.
Was Gut's d'ra ist, das geit o mit.
Rüf wie de witt, es chunt nit z'ruck.
Was für ist, wird nit ume cho.

Höret was ich euch will sagen:
D'Glogge hett eilfi g'schlage.

U mit dem Gute geit zuglych
Was bös ist g'si, furt und ewegg!
Chlag nit! Dank dir dem liebe Gott.
Er hett dir d's Böse dänne tha.

Höret was ich euch will sagen:
D'Glogge hett zwölfi g'schlage.

O! gaht jetz doch vom Sufe weg!
U denket: we der Tod jetz chäm!?
Er chunt der g'wüß! Du weist nit wenn!
Häb doch Vernunft! 's ist höchi Zyt.

Höret was ich euch will sagen:
D'Glogge hett eis g'schlage.

D'rum rathen i dir freundlich eis:
Mach Friede mit der ganze Welt.
Wie dumm, we du mit Stryt u Zangg
Dys Bitzli Lebe g'schände wettst!

E

Höret was ich euch will sagen:
D'Glogge hett zwen g'schlage.

U d's zweute heißt: demüthig sy,
Demüthig gege Gott u Möntsch.
Bim Hochmuth chunt kei Frieden uf;
Nit mit der Welt u nit mit Gott.

Höret was ich euch will sagen:
D'Glogge hett drü g'schlage.

Drü Ding sy gut. Häb G'schick zur Sach,
Bis ärstig d'ra, vertrau uf Gott.
Mit G'schick, Vertraue u mit Flyß
Chunt eine g'wüß dur alli Welt.

Höret was ich euch will sagen:
D'Glogge hett vieri g'schlage.

Jetz geit mys Stunderüfe z'End.
B'hüt Gott euch alli, z'Stadt u z'Land.
I wünschen euch es glücklig Jahr.
Thüt ihr's dem alte Bot o so.

Von der Natur.

(Fortsetzung.)

Von den Hunden kommen wir zu den Katzen. Die sind nun von außen und innen ganz von den Hunden verschieden. Der Kopf ist rund, die Schnauze kurz, die Zunge rauh, die Ohren klein und aufgerichtet, die Nase hat steife Barthaare. Die Vorderfüße haben 5, die Hinterfüße 4 Zehen. Diese haben krumme, sehr scharfe Krallen (Kräuel), die das Thier nach Belieben ausstrecken oder zurückziehen kann. Sie dienen ihm nicht nur zum Festhalten seines Raubes, sondern auch zum Klettern. Die Thiere dieses Geschlechtes sind meist tückisch, raubsüchtig und blutgierig. — In unsern Landen finden sich folgende Arten:

Die gemeine Hauskatze, die von der wilden Katze abstammet. Diese findet sich, wiewohl selten, noch im Gebürge. Sie ist größer als die Hauskatze, hat immer ein gelbgraues Fell mit schwarzen Streifen, die Haare sind länger als an der zahmen, die Pfoten (Dalpen) inwendig immer schwarz. Unter dem Schwanz ist eine Drüse, die der Hauskatze fehlt. Auch ist der Schwanz der wilden viel dicker. Sie leben vom Raube, packen Hasen, Vögel, Eichhörner u. dgl. und schaden viel. — Aber nicht alle Katzen, die man im Walde antrifft, sind wahre wilde, sondern nur verlaufene Hauskatzen, die aber wie jene von Raub leben. Die Hauskatze erscheint fast in allen Farben, und in gar vielen Abarten. Es giebt weiße, schwarze, rothe, graue, und in allen diesen Farben geschäckte. Eine Art, die aber selten ist, sind die Angolakatzen, mit langem seidenartigen Haar. Die spanischen oder Brokardkatzen sind weiß, mit rothgelben und schwarzen Flecken. Sonderbar, daß man selten ein dreifarbiges Männchen findet.

Die Katze hat nun gar eine eigenthümliche Natur. Ihre Augen sind so eingerichtet, daß sie am Tage und im hellen

Lichte den Augstern fast ganz schließen, bei Nacht und in der Finsterniß aber öffnen kann. Darum sieht sie im Dunkeln, und geht Nachts auf die Jagd. Ungeachtet ihres schmeichelhaften Wesens ist sie doch dem Menschen viel weniger anhänglich und treu als der Hund. Verändert der Meister die Wohnung, so geht der Hund mit; die Katze aber bleibt lieber im alten Hause. Der Haß zwischen Hund und Katze ist zum Sprichwort geworden. Doch giebts auch Ausnahmen! Der Nutzen der Katze besteht in ihrer Jagd auf Mäuse, und — wenn sie recht gut ist — auf Ratten. Die Weibchen mausen meist besser als die Männchen. Aber sie fangen überhaupt alles was lebt, und fressen Käfer, Eidechsen, Heuschrecken u. dgl., sind auf Vögel sehr erpicht, fressen auch Kaninchen (Küngeli), wenn sie dazu kommen, und je besser eine Katze maust, desto weniger sind auch Lebensmittel in Haus und Küche vor ihr sicher.

Der Aberglaube hat viel mit den Katzen zu schaffen. Nicht nur giltet der nächtliche Lärm, den sie besonders zur Paarungszeit machen, oft für Gespensterspuck; sondern die Hexen verwandeln sich oft in Katzen; schwarze Katzen sind Abgesandte des Teufels; und wenn einer von Hause geht, und es läuft ihm eine Katze über den Weg, so bedeutet das Unglück. Das alles ist nur eitel Fabelwerk. Statt dessen geb ich dem günstigen Leser und zumal den Leserinnen folgende gute Räthe:

1) Wollt ihr eine gute Mauskatze haben, so macht nur keine Schooßkatze daraus; denn das sind faule, unnütze Thiere, die nichts können als fressen, mit ihrem Mist das Haus verstäncken und mit ihren Haaren die Kleider verunreinigen.

2) Laßt nie eine Katze mit einem kleinen Kinde, das in der Wiege liegt, allein in der Stube. Man hat Exempel, daß sie dem Kinde die Krallen in die Augen schlugen; oder dem schlafenden Kinde auf die Brust saßen und es erstickten.

Neben der zahmen und wilden Katze findet sich nur noch ein Thier dieses Geschlechtes in unserm Lande, das ist der Luchs. Er kömmt meist in mitternächtigen Ländern, und in unserm Kanton in den Bergen des Oberlandes vor. Er ist viel größer als die Katze, steht höher auf den Füßen, hat Haarbüschel oben an den Ohren, und einen ganz kurzen, nur einige Zoll langen Schwanz. Sein Fell ist nach der Jahreszeit verschieden gefärbt, bald gräulich, bald röthlich, doch mit kleinen dunkeln Flecken gesprengt. Er ist ein schädliches Raubthier, lauert dem vorbeigehenden Wild auf, springt ihm in den Nacken, beißt es tod, saugt das Blut aus, frißt Herz, Leber, Nieren u. s. f. und würgt so viel er kann, und viel mehr als er fressen mag. Er fängt Hasen, Berghühner, Gemsen, fällt in die Schafherden und richtet großen Schaden an. So lang er frischen Raub findet, würgt er darauf los, und nur wenn er den nicht findet kehrt er zum todten Thiere zurück. Füchse und Marder schleichen ihm gerne nach, und sättigen sich an dem, was er übrig läßt. Man paßt dem gefährlichen Räuber auf, sobald man ihn merkt. Entweder legt man ihm eiserne Schnellfallen nahe an seinen nicht ganz verzehrten Raub, oder paßt ihm, wohlversteckt, des Nachts bei

demselben auf und erschießt ihn. Der Schütze muß aber gut laden, und sich wohl in Acht nehmen, denn wenn das Thier nur blessirt ist, so richtet es den Mann übel zu, und die Wunden, die es mit seinen Zähnen und Krallen macht, sind sehr schwer heilend.

In fernen, heißen Ländern gehören zum Katzengeschlecht noch die Löwen, Tieger, Panther und Leoparden, und andere dergleichen Thiere verschiedener Größe, die meist ein schön geflecktes Fell tragen.

In unserm Lande finden sich noch einige kleinere Raubthiere. Der Edelmarder, Tannenmarder, auch Zündmarder genannt, mit seinem schönen und kostbaren braunen Balg, seiner gelben Kehle, seinem langen Schwanze, lebt in Wäldern und hohlen Bäumen, raubt Vögel, Eichhörner, Hasen, Mäuse u. dgl. Ist aber nicht häufig.

Der Hausmarder, kleiner, mit weißer Kehle, und schlechterem Pelz, wohnt in alten Mauren, Thürmen, Schöpfen, auf Estrichen, raubt Hühner und Tauben, und mordet oft in einer Nacht einen ganzen Stall voll, hohlt auch gerne Eyer weg und säuft sie aus. Ein schlimmer Gast in der Nachbarschaft.

Der Iltis, Altys, Dás, gleicht den beiden in der Gestalt, hat aber einen viel höher gewölbten Rücken, und einen viel schlechteren Balg; ist auch ein Schelm wie sie, und darum wie sie überall verfolgt.

Das große und kleine Wiesel, Härmli, leben in Erdlöchern, fangen viele Mäuse, aber auch Vögel und junge Hasen. Es sind außerordentlich lebhafte, schnelle Thiere.

Dieses ganze Thiergeschlecht hat kurze niedrige Beine, einen kleinen Kopf, langgestreckten Körper; daher springen sie sehr gut, kriechen durch die engsten Löcher, weil die Haut am Leibe ganz lose sitzt; fallen und springen hoch herab ohne Schaden, sind nächtliche Thiere, die in der Finsterniß jagen und rauben. In der Paarungszeit machen sie viel Geschrei, und auch dieses muß oft für Geister- und Gespensterspuck gelten.

Die Kenntniß der Natur thut auf das Geistesfenster!
Wer die Natur erkennt, der glaubt nicht an Gespenster.
Er packt sie herzhaft an, und findet so die Wahrheit.
Wer daran glaubt hat Angst, und diese führt zur Narrheit.

(Forsetzung künftig.)

Einige Merkwürdigkeiten der Stadt Bern.

(Fortsetzung.)

Der Erlacherhof. Wenn man die Junkerngasse herauf kommt, und beim Brunnen angelangt ist, so heißts da: auf der Hofstatt! Hier stand in uralten Zeiten das Haus, in dem der Reichsvogt wohnte und Hof hielt. Daher der Name. Die Familie Bubenberg besaß später das Haus, daher der dasige Weg an die Matten Bowegsthürli heißt. Später besaß es ein Herr von Erlach, und ließ dort das große schöne Haus bauen, das jetzt Erlacherhof heißt, und der Stadt Bern gehört.

Die Gesellschaften, oder Zünfte. In alten Zeiten, wo die Handwerke nach eigenen Regeln und Gesetzen geschlossene Zünfte waren, mußte jeder Burger Mitglied

einer solchen Zunft sein, entweder da, wo sein Vater zünftig gewesen war, oder wo ihn sein Handwerk hinwies. Diese Zünfte sind eigentliche Burgergemeinen. Jede hat ihr Zunfthaus. 1) Distelzwang, untenher der Kreuzgasse, Schattseite. 2) Schiffleuten, fast gegenüber, das Eckhaus gegen das Rathhaus. 3) Mohren, obenher der Kreuzgasse, Sonnseite. 4) Kaufleuten, Schattseite. 5) Metzgern, besser oben, Schattseite. 6) Pfistern, rechts neben dem Zeitglockenthurm. 7) Zimmerleuten, 8) Schmieden, nahe beisammen auf dem Weibermarkt, Sonnseite. 9) Webern, 10) Mittlenlöwen, 11) Schumachern, ganz nahe aneinander, Schattseite. 12) Gerbern, besser oben. 13) Affen ist Schattseite, ganz nahe bei der Kreuzgasse. — Ehedem war auch eine Zunft zu Rebleuten; das Zunfthaus ist die Apotheke gegenüber der Krone. Auch die Schützen hatten ihr eigenes Zunfthaus, auf dem Weibermarkt, beim Brunnen, Sonnseite.

Die Gallerie. So heißt das Gebäude, das zwischen dem Kloster, und der Bibliothek steht, nächst bei der Polizei. Darin ist das Museum, das heißt, die schöne Sammlung von allerlei Naturmerkwürdigkeiten, vierfüßigen Thieren, Vögeln, Fischen u. dgl. Dahin sollte Jeder gehn, der gerne etwas Merkwürdiges sehen will.

Graben. Hinter der ehemaligen Hauptwache, wenn man gegen das Marzielethor geht, liegt der Gerberngraben, wo die Gerber ihr Handwerk treiben. In alten Zeiten gieng der Graben ganz über die Breite der Stadt und beim Nägelisgäßli gegen die welsche Kirche war eine steinerne Brücke über demselben gebaut. Bei der großen Brunst 1405 wurde sie mit dem Schutt sammt dem Graben zugedeckt. So ward vom Gerberngraben ein ebener Platz bis hinten gegen die Aare, wo der schattige Spaziergang noch jetzt der Graben heißt. Ein ähnlicher Graben lief ehedem vom Werkhof an gegen das Waisenhaus, ward später aufgefüllt; zuerst war der Bärengraben darin, dann, als alles verebnet war, befand sich da der Viehmarkt, Holzmarkt, Schweinmarkt. — Ehedem war gleich außer der Spitalgasse ein gemauerter Graben; hieß gegen der Schanz der Hirschengraben, weil Dammhirsche da gehalten wurden, gegen das Aarbergerthor der Entengraben, in dem dann die Schallenwerker ihren Garten hatten. Jetzt ist alles da ausgefüllt, und zum guten Theil mit neuen Häusern überbaut.

Hauptwache. Ein schönes Wachthaus am Gerberngraben, wo sonst immer der Hauptposten der Stadtwache, und später der garnisonirenden Miliz war. Jetzt ist sie nur von Landjägern besetzt. Alle Nächte soll da eine Abtheilung des Brandkorps auf der Wache sein.

Hôtel de Musique (sprich: Otel de Müsigge). Ein schönes Gebäude in der sogenannten alten Käslaube. Es ist zu Versammlung von freundschaftlichen Gesellschaften, zum Tanz und zum Schauspiel eingerichtet, und hat eine Kaffewirthschaft.

Die Insel. Das ist nicht nur ein sehr schönes Gebäude, das einer ganzen Gasse den Namen giebt, sondern auch ein höchst wohlthätiges Gebäude für das ganze Land. Es entstand so. Auf der sogenannten Insel in der Aar, bei Brunnadern, stand einst ein Weiberkloster. Wegen Kriegsgefahr ward

es 1288 in die Stadt an die Stelle, wo die Insel steht, versetzt, daher kömmt der Name. Hier gefiel es ihnen, sie blieben, bauten ein neues Kloster und Kirche. Nach der Reformation ward das Kloster in ein Krankenhaus verwandelt. 1713 verbrannte dasselbe, und ward das jetzige schöne Gebäude mit großen Kosten errichtet. Aus dem ganzen Kanton werden Kranke und Verunglückte hieher gebracht und mit großer Sorgfalt verpflegt.

Die Judengasse. In alten Zeiten wohnten da die Juden, bis sie 1288 vertrieben wurden, weil man ihnen eine grausame Mordthat Schuld gab. Jetzt wird es nach und nach eine recht schöne Gasse.

Die Junkerngasse. So wie das heranwachsende Bern nach und nach die umliegenden feindseligen Edelleute besiegte, so fanden es viele Edle gerathen, selbst in die aufblühende Stadt zu ziehen und dort Burger zu werden. Die meisten wohnten eben an dieser Gasse, und daher der Name. Diesen adelichen Geschlechtern hat die Stadt manchen weisen Regenten, manchen tapfern Heerführer im Krieg zu danken. Es war darum eine eigentliche revolutionäre Eselei, daß man 1798 den Namen Junkerngasse in Bürgergasse umwandelte.

(Wird fortgesetzt.)

Thierquälerei.

Quäl nie ein Thier, im Ernst, im Scherz.
Es fühlet auch wie du den Schmerz.

Benz (in großem Eifer). Herr Predikant, ich muß euch einmal den Schulmeister verklagen.

Pfarrer. Nun, was hat er verfehlt?

Benz. Heh! Da hat er heut meinen Buben gar grausam gehaaret, und ihm darnach noch mit dem Steckli auf die Finger gehauen. Und das ist unerchant, und ich leide das nicht, und der Schulmeister muß abgesetzt werden.

Pfarrer. Nume hübschli, Benz! Der Schulmeister wird wohl wissen, warum er den Buben gestraft hat. Und mit dem Absetzen pressirts gar nicht.

Benz Meinetwegen sei das wie es wolle, er soll mir meinen Buben nicht so masakeriren!

Schulmeister tritt in die Stube. Verzeiht Herr Pfarrer, daß ich ungefragt komme. Der Benz ist im Zorn von mir weg gerade zu Euch gelaufen. Da kann ich wohl denken, er wolle mich verklagen, und so komme ich und will Rede und Antwort geben.

Pfarrer. Gut! Benz klagt: ihr habt seinen Buben bei den Haaren genommen, und auf die Finger geschlagen. Warum habt ihr ihn gestraft.

Schulmeister. Ihr wisset, Herr Pfarrer, daß ihr selber die Kinder gewarnet habet, sie sollen nie ein Thier plagen und quälen. Alle Frühling hab ich sie vermahnt, sie sollen die Vogelnester ruhig lassen, und die Jungen nicht ausnehmen; sonst werd ich sie strafen.

Pfarrer. Da habt ihr vollkommen recht. Das darf nicht geduldet werden.

Schulmeister. Nun! Jetzt hat Benzes Bub doch ein Nest Buchfinken ausgenommen — —

Benz. Er hett d'Weli! Du hest ihm — —

Pfarrer. Still Benz. Wenn der Pfarrer und der Schulmeister etwas verbieten, so soll der Bub folgen. Laß jetzt den Schulmeister ausreden.

Schulmeister. Er hat aber die Jungen nicht etwa gefüttert und geäzt, sondern hat die armen Thierlein den andern Buben an die Köpfe geworfen, und elendiglich zu Grunde gerichtet.

Pfarrer. Abscheulich!

Benz. He nu! So —

Schulmeister. Geduld! Ich bin noch nicht fertig. Wie ich ihn darüber verhöre, so läugnet er, bis vier Buben und zwei Mädchen gegen ihn zeugen. Jetzt erst bekennt er. — Aber nun vernehme ich noch mehr. Er hat einen gefangenen Frosch lebendig gespießt und zu Tod zappeln lassen; und vorigen Sommer eine Menge Heustüffel gefangen, und an einen Grashalm gezogen und so elend verschmachten lassen. Und darum hab ich gesagt: du mußt wissen, was Schmerz ist und was weh thut; und darum hab ich ihn so gestraft.

Pfarrer. So! Nun Benz was sagt ihr dazu.

Benz. Heh! es sind notti nur Frösche und Heustüffel und — hm! daran ist denk nicht viel gelegen.

Pfarrer. Im Gegentheil sehr viel! Wer hat wohl diese Thiere erschaffen, Benz?

Benz Heh! Ich denke, unser Herrgott.

Pfarrer. Diese Thiere haben also den gleichen Schöpfer wie ihr selber! Und wer erhaltet sie? wer giebt ihnen die tägliche Nahrung?

Benz. Heh! unser Herrgott wohl auch.

Pfarrer. Sie haben also den gleichen Vater und Versorger wie ihr. Der Herr erbarmt sich aller seiner Werke, auch der Frösche und Insekten. Wessen sich aber Gott erbarmet, dessen soll auch der Mensch sich erbarmen; und es wird ein unbarmherzig Gericht ergehn über den, der nicht Barmherzigkeit geübt hat. Saget mir doch Schulmeister, wie ist der Bub gegen andere Schulkinder?

Schulmeister. Gerade auch so! Wo er eins plagen, raufen und schlagen kann, da thut er's. Er hält ihnen den Fuß für, daß sie fallen; er wirft ihnen Koth ins Gesicht, er stößt sie in die Güllen; er thut ihnen alles zu leide was er kann.

Pfarrer. Seht ihr Benz, wie eins am andern hängt? Seht ihr, wie Härte und Grausamkeit gegen die Thiere den Menschen hart und grausam macht selbst gegen Menschen? Laßt ihr dem Buben diese Unart nach, so wird er ein Händelmacher, vielleicht ein Todtschläger oder Mörder.

Benz. Eh b'hütis Gott dervor.

Pfarrer. Ja wohl; aber eben darum muß man solche grausame Unarten in der Jugend strafen, damit sie im Alter nicht noch ärger werden. Ich kann euch, Schulmeister, nur recht geben. In diesem Falle war körperliche Züchtigung wohl angewendet. — Ich werde morgen in die Schule kommen, und mit den Kindern weiter darüber reden.

Benz gieng mit Kopfschütteln fort, wagte aber doch nicht mehr zu widersprechen. Der Schulmeister aber, der mit Benz aufgewachsen war, erzählte dem

Pfarrer, daß der Vater gerade so ungezogen und boshaft gewesen sei, wie jetzt der Bube, und daß es ihm auch nicht gebessert habe, bis ihn einmal einer recht tüchtig abgeprügelt und dann im Brunnen abgekühlt habe. — Wer nicht hören will, muß fühlen, sagte der Pfarrer.

Weltspiegel.

Ich hatte einmal im Ostermärit Geschäfte mit einem Herrn in der Stadt, stand mit ihm am Fenster und b'schaute die Menschenmenge. Ey was Leute! sagte ich. Ich möchte nur wissen, was ein jeder ist. — Hm! sagte der Herr, etwas kann ich dir wohl sagen. — Du findest darunter,

viel Fischer, die mit faulen Fischen handeln;
viel Jäger, die alles durch die Gurgel jagen;
viel Schneider, die andern die Ehre abschneiden;
viel Dräjer, die Recht und Wahrheit verdräjen;
viel Hutmacher, die meisterlich unterm Hütli spielen;
viel Mahler, die allem wissen eine falsche Farbe zu geben;
viel Fuhrleut, die andere hinters Licht führen;
viel Köche, die einem die Suppe versalzen;
viel Schleifer, die eine geschliffene Zunge haben;
viel Kaminfeger, die andere Leute schwarz machen;
viel Kaufleut, bei denen die Lügen wohlfeil und die Wahrheit theuer ist;
viel Buchbinder, die meisterlich wissen zu verkleistern;
viel Weber, die Lug zum Zettel und Trug zum Eintrag nehmen.

Da lachte ich, und sagte: großen Dank, lieber Herr; das ist ein lustiges Stücklein in meinen Kalender! Aber — finde ich denn keinen Verwalter oder Juristen darunter? O ja, sagte er, Verwalter genug, die ihre Sache schlecht verwalten; und Juristen viele, aber wenig wahre Christen. B'hüt Euch Gott, sagte ich. Ich gehe, sonst krieg ich auch noch ein Merks! Richtig, sagt er, du findest auch Kalendermacher, die alle Wetter fluchen und — aber ich zog die Thür zu.

Kurzweil auf der Straße.

Mit einem Juden gieng ich einmal auf der Straße, und erzählte ihm:

Es war ein Mann in meinem Vaterland, der hatte mehrere Söhne; diese zog er mit liebreicher Strenge, that ihnen Gutes wo er konnte, hielt sie zur Arbeit, machte ihnen manche Freude, doch übte er sie in der Demuth und im Gehorsam; und so lebte die Familie glücklich und froh, und mehrte sich ihr Wohlstand täglich. Es kam aber ein Mann aus der Fremde in's Dorf, und brachte neue Sitten und Gebräuche, und führte ein lustiges ungebundenes Leben; achtete auf Niemand und that was er wollte. Das gefiel den Söhnen bas als die alte Haushaltung des Vaters: dem wollten sie also nicht mehr gehorchen und achteten nicht mehr seiner Worte, sondern ein jeder that was ihm gut dünkte. Da wich der Friede vom selbigen Hause, und mit dem Frieden wich auch das Glück, und der

alte Vater starb, und legte seine grauen Haare mit Herzenleid in die Grube. Jetzt trieben die Söhne ihr böses Wesen ohne Maß und Scheu; aber ihr Gut gieng zu Grunde, sie verarmten, und wurden Knechte bei fremden Herren.

Da sprach der Hebräer, es steht im Gesetz geschrieben: Ehre deinen Vater und deine Mutter, auf daß du lange lebest in dem Lande, das dir der Herr dein Gott geben wird.

Indem wir nun so fürbas giengen, ersah der Hebräer einen Mann, der ritt auf einem falben Pferdlein, und guckte der Jude nach demselben unverwandt; und als wir kamen zu dem Manne, da wollte mein Gefährte das Rößlein gern gekauft haben; es forderte aber der Schalk eine gar große Summe, und weit mehr als das Thierlein werth war, und der Jude bot kaum die Hälfte; da sprach jener: darum, daß du beschnitten bist an deinem Fleische, willst du auch beschneiden meinen Geldbeutel: nicht also — und ritt lachend von dannen. Und ich lachte auch in meinem Herzen, wollte den Juden foppen und fieng an zu erzählen: es gieng ein Israelite seine Straße, und er sah einen Christen, der ritt auf einem falben Pferdlein; den mußt du beschummeln, dachte er, und — da blickte der Mann mich an mit Unwillen und sprach: du erzählst unwahr; höre mich besser:

Ein Israelite gieng seine Straße, und er war sehr arm, und hatte zu Hause gelassen ein Weib und sechs Kindlein, und wußte oft nicht, woher er nehmen sollte zu stillen ihren Hunger und zu decken ihre Blöße Darum wollte er gewinnen im Handel, und kaufen ein wohlfeil Pferdlein. Aber der eine Christ narrte ihn, und der andre neckte sein Herz mit Spott — und achteten nicht seiner Armuth und seiner sechs Kindlein, und eine Thräne drang ihm in's Auge.

Da fieng ich an mich zu schämen, daß ich dem Manne Unrecht gethan, und dünkte mich, er wäre eine Elle größer denn ich, und durft ich ihn nimmer ansehen. — Indessen kamen wir stillschweigend bis an ein Wirthshaus; wollen wir einkehren, fragte ich den Juden? — Er aber zuckte die Achseln und sprach: „Wer Geld hat der trinkt Wein, wer keins hat, trinkt Wasser und preiset den, der's gegeben hat!“ und gieng auf einen Brunnen zu. Ich aber stand vor ihn hin, faßte seine Rechte, blickte ihm in's Auge und sprach:

„Ein Christ und ein Israelit zogen „dieselbige Straße. Der Christ aber that „jenem Unrecht aus Unwissenheit und Vor„urtheil. Aber er erkannte seinen Fehler, „und bat den Israeliten um Vergebung, „und sprach: komm, iß von meinem Brodte „und trink von meinem Wein, auf daß „ich dein Herz erfreue, wie ich's betrübet „habe.“

Da drückte mir der Hebräer die Hand, und gieng hinein mit mir, und aß und trank mit mir, und ich sprach zu ihm bei'm ersten Glase: Friede sei mit uns! Und also sprach auch er bei dem letzten.

Was der Bote den Reichen im Wirthshause sagte.

Als der Bote im Wirthshause den Armen den Text gelesen hatte (siehe im vorigen Jahrgang), da lachten die Reichen.

Aber der Bote versprach ihnen auch ihr Theil, und — so sprach er:

Ihr reichen dicken Großbäuche, was lachet ihr, und was seid ihr stolz auf euern Reichthum? Gebt Acht auf das alte Wort: „auf dem Geld sitzt der Teufel!“ — Ja, der Teufel des Geizes, daß ihr des Arbeiters Lohn hinter euch behaltet, so lang ihr könnet, ob er gleich indessen darbet; daß ihr ihm abzwackt, wo ihr könnet um jede Kleinigkeit; daß ihr Knechten und Mägden und Taglöhnern das Brod nicht gönnt, bis es steinhart ist, oder grau, und das Fleisch nicht, bis die Maden in der Suppe schwimmen wie Haberkernen! — Der Hochmuthsteufel, daß ihr auf die Armen herabschaut, als wäret ihr etwas anderes als sie, ihr Erdengötter und sie nur Erdmaden; daß ihr meinet alles muß euch dienen, ihr Niemanden; euch soll alles aus dem Wege gehen, ihr aber dürft allem im Wege stehn! — Der Zwangsteufel, daß ihr meint ihr dürft alles thun, weil ihr bezahlen könnet; euch soll alles unterthan sein, alles soll nach eurer Pfeife tanzen, weil es eine goldene Pfeife ist! — Der Hurenteufel, daß ihr euern sündlichen Gelüsten überall folget, weil ihr den durch euch geschändeten Mädchen Männer kaufen, oder mit einer bedeutenden Summe Geldes euch von der Vaterpflicht gegen eure unehelichen Kinder loskaufen könnet! — Der Wucherteufel, daß ihr den Armen Geld vorschießt, bis genug. Dann auf einmal es zurückfordert, wo er nicht bezahlen kann, damit ihr sein Geschicklein um leichtes Geld ihm abnehmen und ihn ganz erdrücken könnet!

„Du machst mir's doch zu gut; solche Schelme sind doch nicht alle die Geld haben:“ sprach jetzt einer. Und ich fuhr fort und sagte: „nimm dich dessen nicht an, frommer Mann! Du und Gottlob noch mancher Reiche sind eher ein Segen für die Menschheit. Aber allen zur Warnung sei es gesagt: hütet euch vor dem Teufel, der auf dem Gelde sitzt.“

Gründliche Belehrung über die Hexen.

(Fortsetzung vom vorigen Jahrgange.)

Kennen wir nun die Geschichte der Hexerei, und wissen wir, was darunter verstanden wird, so wollen wir die Sache etwas näher prüfen. — So viel ist aus allem klar und allgemein angenommen: von sich selbst kann Niemand hexen, sondern es kann nur geschehn mit Hülfe des Teufels. — Darauf antworten wir:

1) Die heilige Schrift sagt ausdrücklich, daß Christus die Werke des Teufels zerstört habe. 1 Joh. III. 8. Wer also, als guter Christ, dem Evangelium glaubt, der weiß, daß der Teufel zum Hexenwerk nicht helfen kann. „Ja,“ sagt der Aberglaube, „aber Gott giebt ihm die Gewalt dazu.“ Das ist nicht, und kann nicht sein. Gott ist nicht veränderlich in seinem Sinne, und giebt nicht dem Teufel eine Gewalt, die er selber durch Christus zerstört hat. — Doch nicht nur das, sondern

2) die Gewalt des Teufels müßte sich selber zerstören, wenn der Aberglaube wahr redete. Ein Hexenmeister löst ja die Hexerei des andern auf. Einer macht das Vieh krank mit Hülfe des Teufels. Der andere machts wieder gesund auch mit Hülfe des Teufels. Ist der Teufel nicht ein Narr, wenn er so sein eigenes Werk zerstört? Muß sein Reich nicht so zu Grunde gehn?

3) „Aber die Hexen haben's doch selber bekennt!“ Richtig! Damit hat es aber die Bewandtniß: a. Sie sagten das aus Aberglaube und Irrwahn. Sie bildeten sich's so ein, und es war doch nicht so. Wie dann Menschen sich oft die wunderlichsten Dinge einbilden, ohne daß ein Buchstabe daran wahr ist. — b. Viele thaten's aus Angst und Furcht, ohne zu wissen wie und warum? c. Viele bekannten damit sie nicht auf die Folter kommen; oder weil die Folter ihnen ein Geständniß auspreßte, und sie lieber sterben wollten, als so gemartert werden. Darum beweist das eigene Geständniß nichts.

4) Merkwürdig ist aber besonders die sogenannte Hexensalbe. Es ist bekannt, daß die vermeinten Hexen sich vor ihrer Luftreise auf den Blocksberg mit einer gewissen Salbe den Leib bestreichen. Nun haben vernünftige Aerzte und Richter diese Thatsache genau geprüft, und gefunden: Menschen, die unter ihren Augen sich mit dieser Salbe bestrichen, fielen bald in einen schweren tiefen Schlaf. Sie waren in einem verschlossenen Zimmer; sie wurden die ganze Zeit genau gehütet; und doch, wenn sie erwachten, behaupteten sie steif und fest, durch die Luft gefahren zu sein, und auf dem Blocksberge mit Teufeln getanzt u. :c. zu haben. Offenbar war das also leere Einbildung und Wirkung der betäubenden und berauschenden Salbe.

5) Aus den Akten der Hexenprozesse ergiebt sich auch, daß oft nichtswürdige Mannspersonen sich für Teufel ausgegeben und unter diesem Namen mit abergläubischen Weibern Unzucht getrieben haben. Das eigene Zeugniß bewies auch da nichts.

6) So viel ist aber auch aus den Akten klar, daß manche sogenannten Hexen wahre Giftmischerinnen waren, und mit ganz natürlichen Mitteln Menschen und Vieh verderbten. Diese wurden freilich mit Recht bestraft, nur waren sie keine Hexen

7) Endlich verdient auch das bemerkt zu werden, daß Zauberei, Hexerei, Gespenster u. dgl. verschwanden, so wie der Glaube daran abnahm. Es war also die Hexerei keine eigentliche Thatsache, nichts das wirklich bestand, sondern nur eine Einbildung der Menschen, genährt und unterhalten einestheils von Leichtgläubigkeit und Aberglaube, und anderntheils von Gauklern und Betrügern, die von jener Leichtgläubigkeit Nutzen zogen. — Der weise König hat recht, wenn er sagt: ein alberner oder thörichter Mensch glaubt alles.

Einisch ist keinisch.

Das ist auch so eines jener Sprüchlein, deren sich nur die Narren und Schurken getrösten. Einmal ist wenigstens immer Einmal, und der Dieb, der gehängt wird, hat an Einem Mal mehr als genug. Aber Einmal ist oft vielmal, und hängt an einem Mal oft gar viel, wie ich gleich ein Exempel erzählen will. Der X. war sonst ein feiner junger Bursche; er war mit einem recht braven Meitschi versprochen, und war auf gutem Wege ein rechter Mann zu werden. Aber! — Einmal trinkt er einen tüchtigen Rausch, und dieses Einmal verdirbt ihm sein ganzes Leben. Denn im Rausche vergißt er sich mit der Magd im Wirthshaus; fällt im Heimkommen Nachts neben den Haag, findet beim Erwachen keine Uhr und kein Geld mehr im Sack; wird von

der Magd vor Chorgericht verklagt; seine Braut verschämt sich darum seiner und giebt ihm den Abscheid; aus Zorn und Trotz heirathet er die schwangere Magd, hat nun ein liederliches, nichtsnutziges Weib, ist aus Aerger selber liederlich, ein Säufer und Spieler geworden, und warum? Weil Einmal gar vielmal ist; an einem Unrecht manches andere hängt, kurz weil Einisch viel meh ist als Keinisch.

Die giftige, vierblättrige Einbeer.

(Siehe die Abbildung.)

Hat der Bote in früheren Jahrgängen einige nützliche Pflanzen beschrieben und abgebildet, so will er hier einmal wieder eine schädliche, eine Giftpflanze mittheilen. Gift heißen wir nämlich dasjenige, was auf des Menschen Körper schädlich einwirkt, ihn krank macht oder gar tödtet. Und daher ist eine Anzeige und Bekanntmachung solcher schädlichen Dinge immer nützlich.

Vielleicht fragt ein Leser: aber warum schuf Gott solche Giftpflanzen? Darauf antwortet der Bote erstlich: es ist nur Hochmuth vom Menschen, daß er meint, es muß gerade alles nur für ihn da sein. Gott hat noch andere Tischgänger, für die sorget er auch; und was der Mensch nicht genießen kann, das genießt wohl ein anderes Geschöpf. Zum andern so hat Gott dem Menschen Verstand gegeben, daß er alles prüfe, und erfahre, wozu dieses oder jenes gut, oder was schädlich sei. Und so hat der Mensch zum dritten nicht nur die gesunden von den schädlichen Pflanzen unterscheiden gelernt, sondern weiß auch aus Giftpflanzen nützliche Arzneien zu bereiten, und so das Schädliche nützlich zu machen. Was Gott schuf, ist alles gut; es kommt nur darauf an, daß man's recht braucht.

Die hier abgebildete Pflanze trägt gerade den rechten Namen, Einbeere, weil sie nie mehr als eine einzige Beere trägt; vierblättrig, weil sie immer nur vier Blätter hat — Sie wächst gern an feuchten Orten, in Schächen, hat nur einen Stengel, der bis an die vier Blätter nackt ist. Diese sind grün, breit, ungezähnelt, sitzen alle vier am gleichen Orte um den Stengel herum, der nur noch einige Zolle höher steigt, und die einzelne Beere trägt, die mit einigen kleineren Blättchen umgeben zu oberst sitzt. Sie hat die Größe einer Kirsche, ist schwarz, aber ohne allen Glanz. Und wie leicht nun können unvorsichtige Kinder, insonderheit wenn sie des Naschens gewöhnt sind, solche Beeren finden, essen, und sich damit Krankheit und Tod zuziehen.

Der Bote kennt einen Schulmeister der, wie es jetzt Mode ist, mit seinen Kindern spazierte, und in L.... mit ihnen in's Wirthshaus gieng. Wär's nicht besser gewesen, er wäre nur bis in den Schachen gegangen, hätte diese Pflanze aufgesucht, den Kindern gezeigt, sie gewarnt, und vielleicht dadurch mehr als einem Kinde Gesundheit und Leben gerettet? In's Wirthshaus kommen sie von selbst nur zu frühe.

An die Schweizer.

Euch, Alpensöhnen, gab ein milder, weiser Himmel,
Den Geist, die Pracht, den Reichthum der Natur.

Die giftige, vierblättrige Einbeere.

Genießt ihn, fern von dem Gewimmel
Der trügerischen Welt. Bewahrt auf eurer Flur
Die Unschuld unverdorbener Sitten.
Entfernt den Ueberfluß von euern Hütten;
Dann seid ihr freier als die königlichen Britten. *)

Ein hübsches Trinklied.

Kommt, Freunde, singt; beim edlen Saft der Reben,
Erlangt man neuen Muth.
Wir wollen uns der Fröhlichkeit ergeben;
Das macht gesundes Blut.

Kein Kriegsgeschrei erschallt vor unsern Ohren,
Und störet unsern Schmaus.
Kein Türkenheer erscheint vor unsern Thoren.
Wir sind ganz frei zu Haus.

Auch fürchten wir nicht Hexen und Gespenster
Wenn wir bei Tische sind.
Und braust der Sturm, er bläst nicht durch die Fenster,
Es ist ja nichts als Wind.

Wär' einer auch ein großer Herr, von Adel,
Und will nicht fröhlich sein,
So jagt ihn fort, husch! mit dem Fliegenwadel
Von unserm guten Wein.

Wer Wasser trinkt, mag mit dem Kuckuck singen,
Und mit den Fröschen schrein.
Wir lassen ihn, wenn wir's uns fröhlich bringen,
Zur Stubenthür nicht ein.

Auch lassen wir uns nicht vom Neid umschweben;
Wir fliehn der Schlange Gift.
Wer Frieden liebt, und redlich ist, soll leben!
Wohl jedem den es trifft.

---

*) Engländer.

Der Ritter von Aegerten.

(Aus einer alten Chronik abgeschrieben.)

Es fügte sich, daß ein Künig von Behem zu einem Streit fahren sollt, wider Frankreich. Derselb Künig sante nach einem Herrn von Egerten, daß er des Streits Hauptmann werden sollt, von seiner Mannheit wegen. Derselb von Egerten ließ den Boten in dem Sinn, er wollt morndes mit ihm ryten. Nun war er nit fast rych, und saß morndes auf die Mauer zu Egerten, und häu (haute) mit den Sporen in die Mauer. Des Künigs Bote merkte bald, daß er nüt z'ryten hätt, und bracht die Sach für den Künig. Zur Stunde sandt ihm der Künig Rosse und Geld genug. Also kehrte er zum Künig und mußt des Streits Hauptmann und Anleiter werden. Und da man zu den Feinden kam und er den Streit geordnet hat, und er mit seinem Hengst den ersten Einbruch zu den Feinden thun wollt, da zittert ihm der Fuß in dem Stegreif (Steigbügel) von rechter Begierde. Des spotteten seiner etlich in dem Haufen, und sprachen: „der König mußte in fremde Land senden um einen Hauptmann. Nun sehet wie ihm der Fuß zittert im Stegreif." — Das hört der von Egerten und sprach: „das weiß mein Fuß, daß er nit fliehen will! Du förchtest dir nit, dann du wirst noch heut ein fliehender Böswicht." — Das auch geschah. Aber der von Egerten behub (gewann) seinem Herrn seine Sache mit großer Mannheit.

Der Bote merkt noch an: 1) daß das Schloß Aegerten an dem Gurten lag; 2) daß die jetzige Keßlergasse in Bern ehedem „der Herren von Aegerten

Gasse" hieß, weil Herr Burkhard von Aegerten im Jahr 1256 an derselben ein Haus baute.

So kommts wenn man immer tadelt.

Es giebt nun einmal viele Leute, die meinen, sie wissen und können alles besser als andere, und die darum immer korrigiren und tadeln. Und wer etwas zu regieren hat, kann oft nicht genug regieren. Dann aber kommts manchmal spässig genug heraus. Da war zum Exempel ein Musikdirektor, der auch immer in's Blaue hinein korrigirte; das Piano war ihm nie piano, das Forte nie forte genug. Einmal rief er in einer Conzertprobe zweien Hornisten, die ganz piano bliesen, überlaut zu: pianissimo! — Die Hornisten waren Schälke. Sie setzten die Instrumente an den Mund, und bliesen gar nicht Bravo meine Herren, rief der Direktor, nur noch ein wenig leiser.

Ein andrer Herr tadelte einen Freund über die Form einer schriftlichen Arbeit, und gab ihm eine an, die viel besser sein sollte. Der Freund befolgte den Rath. Etwa nach einem Jahre kamen sie wieder zusammen, und — nun war die neue Form wieder nicht gut. Aber, sagte der Getadelte, es hat mir sie doch ein gescheider Freund so empfohlen. — Hm! sagte der Tadler, gar gescheid muß er doch nicht sein. Wer ist es? — Niemand anders als du selbst!

Merk: wer am ersten Stücklein von der Musik die fremden Worte nicht versteht, frage den Schulmeister; der soll's wissen. — Und wer fragt: was sollen beide Stücklein bedeuten? Der frage einen Schulknaben, der kann's wohl sagen.

Tadeln ist eine schlechte Kunst;
Bringt bei Menschen wenig Gunst.
Wer immer andre will auslachen,
Muß es zuerst selbst besser machen.

Hans Wunderlich.

(Fortsetzung.)

So wunderlich Hans in seiner Jugend war, so wunderlich war er auch beim Heirathen. Er war ein muntrer, wohlgewachsener Bursche, und manches Mädchen sah ihn darauf an, daß er gar ein braver Ehemann sein würde. Aber es war als sähe Hans gar kein Mädchen in der Welt. — Die Weiber, die bekanntlich gern mit Heirathen sich abgeben, fragten wohl: aber Hans! willst du denn gar nicht weiben? „Es pressirt nicht," antwortete er. „Zum Hungerleiden komme ich immer früh genug. Gut Ding will Weile haben." Aber die Weiber gaben's noch nicht auf. Hans, ich wüßte dir eine Frau, und das gar eine schickige für dich! „Ich wüßte manche, und nicht nur eine; aber ich bin nicht schickig für sie;" sagte Hans. So war Hans nahe an 30 Jahre alt geworden, und hatte noch keine Frau. Da kam die Stunde der Versuchung. Des Chorrichters Bruder, der reiche geizige Bauer am Muheimenrain, hatte eine Tochter, die war nicht eben die gescheideste; sie hörte hart, redete schwer, und war nur zum Spinnen gut. Nun, um ihres Geldes willen hatte hier und da einer um sie angehalten. Aber der Geiz des Vaters und des Sohnes versperrten ihr das Hei-

rathen immer. Jetzt aber fuhr ihr das Feuer in's Dach. Sie wollte absolut heirathen, und zwar gerade den Hans, und aller Widerstand machte sie nur wilder, so daß man sie einsperren mußte. Endlich sagte der Doktor: wenn ihr das Mädchen nicht heirathen lasset, so wird sie wahnsinnig, und dann habt ihr's zu verantworten! — Da fiengen die Geizhälse an zu berathschlagen und zu rechnen. Der Hans ist ein armer Bursche. Der ist froh, wenn er ein paar tausend Pfund bekommt, und wir machen die Ehetage, so daß er nichts weiter zu fordern hat. Ist er im Hause, so erspart er uns den Meisterknecht, und wir kommen des Schadens schon wieder ein. Besser der als ein andrer u. dgl. — So ward denn dem Hans gar glatt der Antrag gemacht. Aber Hans wollte nicht anbeißen. Man versprach Geld — umsonst! Man stieg bis auf sechs- bis acht-, ja gar zehntausend Pfund. Der Bote kennt Einen, der hätte jetzt einen Witzbengel d'rein geworfen, und gesagt, ich will kein goldenes Kalb. Aber Hans war nicht so grob. Er dankte für den guten Willen und — wollte durchaus nicht anbeißen. — Jetzt hieß es wieder in allen Stuben, auf allen Klapperbänken: Hans Wunderlich ist und bleibt Hans Wunderlich!

Es kam noch gefährlicher. Sein Meister hatte auch eine Tochter. Sie war gar stillen, bescheidenen Wesens; blieb gerne daheim, führte das Hauswesen mit vielem Verstand und in guter Ordnung, las gerne ein gutes Buch, und war brav und fromm. Sie hatte nun Hans gar lieb gewonnen, weil er so verständig, fleißig, brav, und viel manierlicher war als andere Knechte, Sie sagte es ihm, daß sie ihn lieb habe, und ihn wohl heirathen möchte. Er dankte ihr mit wirklicher Rührung, und — wollte doch nicht. Warum? Sie war übel verwachsen, daher kränklich und ungesund; und Hans meinte, die erste und nothwendigste Ehesteuer sei doch ein gesunder Leib. Aber er sagte keinem Menschen etwas von diesem Antrage, und so konnte Niemand sagen: du bist wunderlich! als eben das arme Lisi. Hans hatte Mitleid mit ihm, und wollte gern gut Freund bleiben. Aber Lisi konnte es doch nicht verschmerzen, daß ein armer Knecht ihn's verschmäht habe. Es ward bitter; und brachte es endlich dahin, daß der Meister ihm den Dienst aufsagte. Freilich begriff im ganzen Dorfe Niemand warum. Und wenn Hans gefragt wurde, und dann nur sagte: „fraget den Meister!" so hieß es: du bist halt der Hans Wunderlich, und deine Wunderlichkeit hat dich um den guten Dienst gebracht.

Es ist gar wohl möglich, daß jetzt Mancher denkt: „ja freilich ist der Hans ein wunderlicher Hans. Wenn man mir eine reiche Frau geben wollte, ich würde mich nicht lange besinnen. Geld deckt alle Fehler zu, besser als der Maurer mit Pflaster und der Schuster mit Kleister." — Aber so dachte nun einmal Hans nicht. Er meinte: Verstand ist mehr werth als Geld; und ein gesunder Leib ist mehr als groß Gut. Und wenn der Leser Geduld hat, so wird er vernehmen, wie Hans Wunderlich doch gar gut zu Recht gekommen ist.

(Wird fortgesetzt.)

Heirathskontrakt.

Hübsch und schön bist du, mein Täubchen,
Freilich, und ein solches Weibchen
Findet man so leicht nun nicht.
Aber schön allein, und weiter
Nichts, bringt, wie man saget, leider
Brod in's Haus nun einmal nicht.

Jung bin ich, und so ein Weibchen,
Hübsch und schön wie du, mein Täubchen,
Wäre freilich übel nicht.
Aber gern zu Hause bleiben,
Und wie ich, was Gutes treiben
Müßtest du, sonst mag ich nicht.

Zwar bin ich kein süßes Herrchen,
Und zu trillern, wie die Lerchen,
Freilich, Kind, versteh' ich nicht.
Aber männlich, treu und bieder
Wie ich, herzen, kann nun wieder
Doch das süße Herrchen nicht.

Wie ich dir, so mußt vor Allem,
Du mir suchen zu gefallen,
Und, wie mir sonst keinem nicht.
Nicht nur tändeln, wie die Großen,
Selbst in Teig die Hände stoßen
Müßtest du, sonst mag ich nicht.

Kannst und willst du das, mein Täubchen?
Nun so komm und sei mein Weibchen.
Glaub' mir, es gereut dich nicht.
Für dich wachen, für dich sorgen
Will ich; so sind wir geborgen,
Dächt' ich, Liebchen; oder nicht?

Der Faulpelz.

Der Joggeli konnte in seinem Leben nichts minder leiden, als das „schießige Pressiren," wie er sagte. Joggeli, stand auf! rief der Vater. Ja, sagte Joggeli, und blieb liegen. Joggeli, stand auf! ruft die Mutter. Es pressirt nüt, sagt Joggeli, und bleibt liegen. In der Schule immer der letzte, sitzt er nieder, so reißt er das Maul auf, als wollt er den Schulmeister sammt der Schule verschlucken. — Beim Mittagessen, der letzte der fertig ist, kaut er noch lange und leckt das Maul, wenn schon alle vom Tische sind. Joggeli mach doch! „Hm! d'Heiteri chunt no alli vom Tag! Es pressirt nüt!" Joggeli schick di doch. „Hm! Jlen thut nit gut. Gut Ding will Wil ha!" Joggeli mach doch fertig! „Gidult! Rom ist nit in eim Tag bauet worde!" Aber du rückst nüt! „Hm! Gidult! Morn ist o no ne Tag!" Ach du bist doch der fülst Hung! „Heh nu! So hani derfür no niemer bisse!"

Was war die Folge von dieser Weisheit der Faulpelze? Daß Joggeli überall zu spät kam. Sein Götti hatte ihm einen guten Meister gesucht. Joggeli sollte sich bei ihm stellen. „Es pressirt däich nit sövel," denkt er, und als er anlangt, ist ein anderer gedinget. Einmal brennt des Göttis Haus. Von allen zu Hülfe Eilenden ist Joggi der letzte, und sagt: i ha mi wäger verschlafe. Er wollte an einer Steigerung ein G'schickli kaufen, und — „es pressirt nit sövel" — meinte er; und als er kommt, ist es schon hingegeben. Aber am lustigsten ist: Joggeli sollte heirathen, das Hochzeit ist bestellt, es läutet zur Kirche, die Braut zappelt und angstet, Joggeli kommt nicht bis — zu spät ist. — Und so ist Joggeli immer zu spät. Wenn er nun klagt: „es wott mir o gar nüt g'rathe," so ist's weil er halt ein Faulpelz ist.

Joggeli sollte in's Schlaraffenland, wo die Zäune mit Bratwürsten geflochten, und die Häuser mit Lebkuchen gedeckt sind;

oder in Amerika, wo die Tauben einem gebraten in's Maul fliegen, wie die Narren meinen.

Unglück aus herzlosem Unverstand.

Die Geschichte ist dem Boten aus dem Aargau überschrieben worden, mit Namen und Ort. Der Bote aber nennt diese nicht; denn er denkt: 1) Die so es trifft, werden sich wohl darin erkennen, und im eigenen Gewissen ihre gerechte Strafe finden. 2) Den andern aber helfen die Namen nichts, und die Warnung finden sie doch darin.

Der Hausvater hatte eine zweite Frau genommen. Die war nun wohl seine Frau, aber leider nicht die Mutter für die Kinder, gegen welche sie eben lieblosen Unverstand zeigte. Der acht-, höchstens zehnjährige Bube mußte den ganzen Sommer die Kuh hüten, den Straßen und Wegen nach, und an Abörtern und wilden Borten. Manchmal ward die Kuh wild, lief dem Buben davon und heim. Und dann kriegte der arme Bube Schläge.

Da ward die Stiefmutter einmal so zornig, daß sie, als der arme Bube mit der Kuh auszog, zu ihm sagte: „ich will jetzt doch machen, daß du warten mußt mit Heimkommen bis es Zeit ist.“ So band sie ihm das Seil fest um den Arm, an dem er die Kuh führte. Aber die Sonne schien heiß, die Bremen verfolgten und quälten die Kuh ohne Ende, sie wird wild, nimmt Reißaus, der angebundene Bube kann sich nicht losmachen, wird zu Boden gerissen, geschleift, und als das wilde Thier zu Hause anlangt, ist der Bube blutig zerrissen, die Augen aus dem Kopfe, die Eingeweide hängen ihm aus dem Bauche. So starb er eines jämmerlichen Todes, durch den herzlosen Unverstand seiner Stiefmutter.

Möchte diese Jammergeschichte doch Allen zur Warnung gereichen.

Denkreime an Häusern.

Der Leser weiß, daß der Bote schon oft von diesen Denkreimen gesprochen hat, und ein großer Freund davon ist. Und wenn mir einmal der Holzschlägel auf dem Estrich kalbert, und ich ein neues Haus bauen lasse, so müssen mir ohne anders Reime daran.

Ist wohl wahr, daß mancher Vorübergehende an diesem und jenem etwas auszusetzen hat. So schreibt mir Einer: Ich fand an einem kleinen neuen Häuschen an der Straße folgende Aufschrift:

„Du N. N. Land, sei auf der Wacht.
„Das Geld ist jetzt sehr hochgeacht.
„Die Thorheit hat die Oberhand:
„Die Untreu wohnet jetzt im Land.“

Hätte ich mich nicht durch den Umgang mit den dortigen Einwohnern vom Gegentheil überzeugt, so würde ich es großentheils geglaubt haben; denn die Existenz dieser Aufschrift beweist klar: daß es da wenigstens so viele Narren giebt, als Häuser mit dieser Aufschrift u. s. w. Der Bote weiß nicht, wer jenen Reim gemacht hat, aber ein Narr ist er nicht. Das unersättliche Jagen nach Wirthshaus- und Pinterwirthschaftspatenten, beweist doch wohl den Geldhunger. Das unsinnige, alles Maß übersteigende Holzschlagen und aus dem Land verkaufen ist doch sicher eine Thorheit,

die überhand nimmt, und die vielen betriegerischen Geldstage beweisen Untreue. Schon dieses Wenige beweist, daß der Reim nicht schlechtweg Lüge oder Narrheit ist. Wenn nun der Schreiber mit dem eigenen Reime schließt:

„Wer gern von andern spricht,
„Denkt an sich selber nicht.
„D'rum rath ich einem solchen frei:
„Zu denken, was er selber sei."

So hat er wohl recht, so zu sagen. Noch besser aber, wenn er darnach thut.

Liebe unter Geschwistern.

Im März 1838 ward zu Paris ein junges Mädchen vor Gericht gestellt, das erst vor einem halben Jahre vom Lande herein in einen Dienst gekommen war. Sie hatte einmal einige kleine Geldstücke entwendet, es war nicht bemerkt worden; sie wiederholte den Versuch, und erst als sie 7 oder 8 französische Franken zusammengebracht, aber die Fünffrankenthaler in der nämlichen Schublade nie angerührt hatte, ward sie verrathen. Sie antwortete vor dem Gerichte ganz offen. Der Advokat, der sie vertheidigen mußte, sagte, daß ihr Vater, dem er geschrieben, krank liege und nicht herkommen könne. Aber da seien zwei Geschwister der Beklagten, ein Mädchen von 9 Jahren und ein Knabe von 7 Jahren. Sogleich wurden diese vorgeführt. Die guten Kinder waren die ganze Nacht gelaufen, hatten bei sehr schlechtem Wetter und Weg vierzehn Stunden zurückgelegt, und alles nicht geachtet um die Schwester zu retten. — Die guten Kinder erstaunten zwar vor den Richtern und den vielen Leuten. Als sie aber die Angeklagte sahen, reckten sie ihre Hände nach ihr aus, und riefen: „Komm, liebe Schwester. Komm mit uns, wir wollen geschwind heim zum Vater."

Alle Anwesenden waren innig gerührt. Es fand sich zum Glücke, daß die Angeklagte das 16. Altersjahr noch nicht zurückgelegt hatte, als sie den Diebstahl begieng. Sie ward losgesprochen. Man veranstaltete sogleich eine Steuersammlung, und mit Fr. 120 kehrten die guten Kinder zu ihrem Vater zurück.

Merkwürdiger Brief an einen Professor.

Her Tit Brofesser!

Ich gebe euch die Ehre zu fragen, das ich vernomen, das ihr so schöni pfisikalische Exkremente machet, und ich wollte gern auch schauen wie das ist, und wie man der Bäremeter insultirt, und von der Lekzität. Ich hab' schon viel darvon gelesen und gestudirt, und bin ein Fründ von der Nataur, und habe meinen Kindern viel davon erzält, wo ich noch Schulmeister gewessen bin. Aber ich bin jetz ein Rechtsagent, und hätti die Regierung mir Zaulag gegeben so wär ich Schulmeister bliben. Und saget mir wo ihr wohnet das ich mich melden kann. Ich vermelde euch ihre Kumpliment und verbleibe mit Hochschätzung

E. G. R.

Das tönt übel aus.

Ein poetisches, gefühlvolles, sehr gebildetes Frauenzimmer sitzt in ihrer Gartenlaube, und wartet auf den Geliebten,

der ihr einen zärtlichen Abendbesuch versprochen hat. Sie sucht ihre Empfindung durch Lesen zu steigern, nimmt Schillers Gedichte, liest das Lied von der Glocke, und harrt des Geliebten. Aber dieser ist indessen in eine lustige Gesellschaft gerathen, hat gelacht und getrunken, bis der Wein sich ihm um die Beine wickelt, so daß er hinkbeinig nach Hause wankt, und nur noch seinem Hausknecht befehlen kann, seiner Geliebten zu sagen, er könne nicht kommen.

Luise wartet. Da steht endlich der Mond auf und in schmelzender Empfindung spricht sie:

„O zarte Sehnsucht! Süßes Hoffen —“

Da tritt der Hausknecht ein und spricht:

„Er kommt heut nicht, er ist besoffen.“

Die verliebte Himmelfahrt.

(Siehe die Abbildung.)

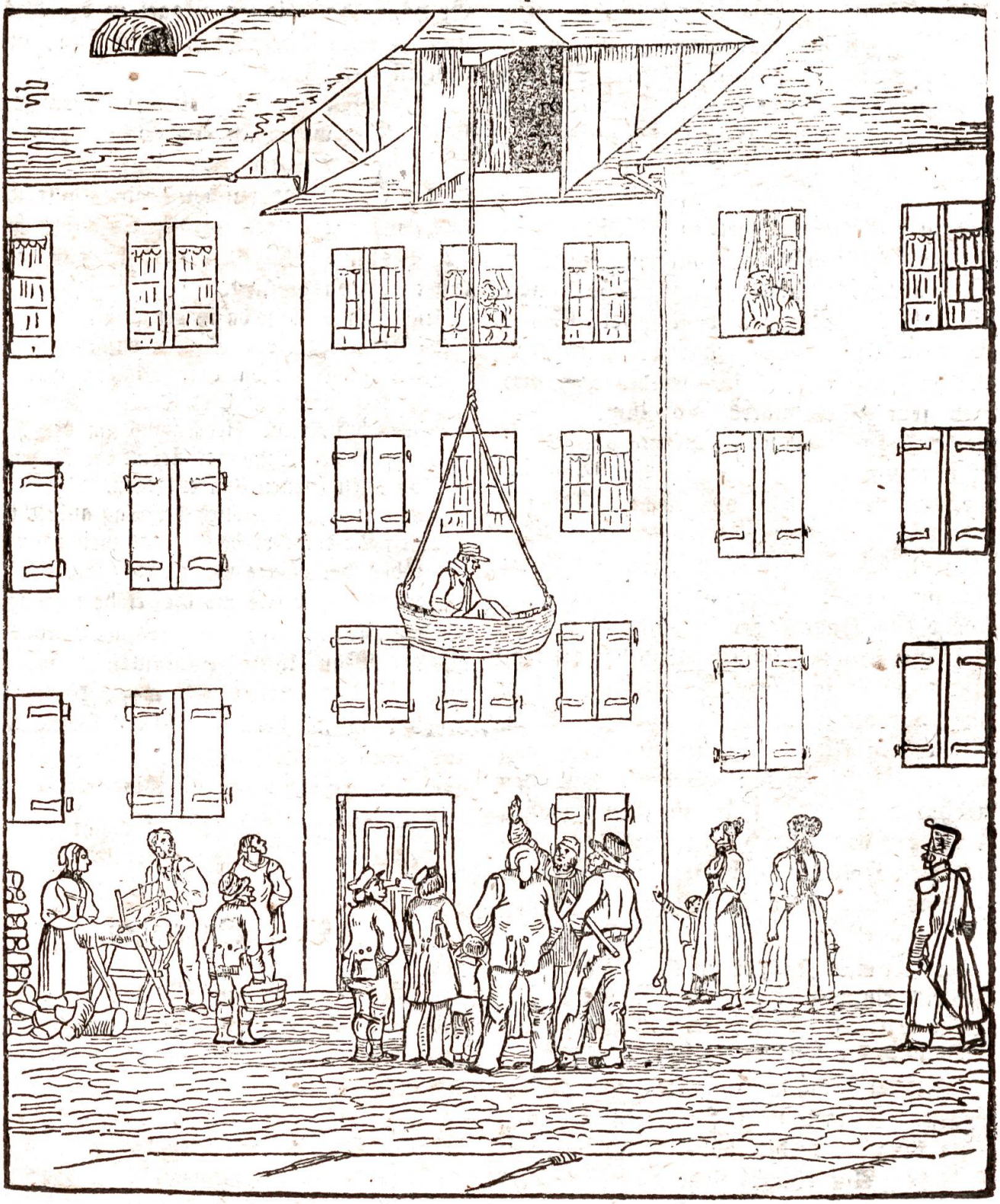
Daß die Liebe viele zu Narren macht, und kein Streich so dumm ist, daß ein Verliebter ihn nicht macht, das weiß der Leser vom Hörensagen, wenn er es nicht selber erfahren hat; 's ist aber doch ein Elend, wenn der Mensch so zum Narren wird, und der Bote glaubt ein verdienstliches Werk zu thun, wenn er hier eine Warnungstafel aufstellt.

Joggeli war seines Zeichens ein Schneider, mit Gunst. Sein Götti, der lahme Benz, hatte ihn das Handwerk umsonst gelehrt, und Joggeli war gewandert in deutschen und welschen Landen. Im Deutschland wäre er einmal schier gar nach Basel gekommen, wenn er nicht auf dem Hauenstein einen Grausen bekommen hätte, so daß er zum Vesperleuten wieder bei der Mutter saß. Im Welschland kam er sogar bis über Biel hinauf, arbeitete gar anderthalb Tage in Alfermee, und wußte nachher gar viel Merkwürdiges zu erzählen, von dem erschrecklich großen See, in dem viel viel Wasser sei, und Fisch, die Egli heißen, wie der Sigerist, und allemal sagte er mafua dazu!

Joggeli hatte Ehrgeiz. Er wäre gern etwas rechts geworden, aber ein armer Schneider kommt zu nichts! Da nahm Joggeli eine Frau. Ein altes lediges Babeli, das bis jetzt keiner gewollt hatte, erbte ein schönes Stück Geld und ein eigenes G'schicklein; und als Joggeli ihm die Hand bot, schlug es ein. Denn es hätte längst gerne gethan — wie andere Meitli, die auch gern etwas anders wären.

Aber jetzt war's aus mit Joggelis Glück! Nicht zwar die Frau plagte ihn. O nein! Babeli war z'vollem liebreich, und that alles in der Welt für ihren lieben Joggeli. — Aber mit dem Gelde war der leidige Geizteufel in ihn gefahren, und von da an lebte er in lauter Angst und Sorgen. Immer meinte er sein liebes Babeli — eh nein! sein liebes Geld werde ihm gestohlen. Babeli stirbt, und jetzt ist Joggeli erst besessen. Man räth ihm: nimm jetzt eine junge Frau! Aber ä b'hüt is! Die Meitli sind heut zu Tage gar hoffärtig, und das kostet gar viel Geld. So bleibt Joggeli allein, bis er schon hinter den Ohren tschägget wird. — Da hat der König Salomo schon recht mit seinem Sprichwort: Mancher ist arm bei all' seinem Reichthum.

Die verliebte Himmelfahrt.



Aber ein anderes Sprichwort hat auch recht: Alter schützt vor Thorheit nicht. Da sieht Joggeli in der Stadt, wo er zu Markt geht, ein junges hübsches Meitli; er vernimmt, daß es eben auch geerbt hat, und o weh! das alte Herz geräth in Brand. Joggeli wird verliebt bis über die Ohren, und so oft er in die Stadt kömmt gaffet er dem hübschen Vreneli in's Gesicht, daß es kein Meitli hätte sein müssen, wenn es nicht gemerkt hätte. Dem Schalk war angeholfen. Es gab dem alten Gauch glatte Worte; dann that es wieder so schüch; dann zog es ihn wieder an, und trieb sein Narrenwerk mit ihm. Jetzt macht Joggeli Ernst, er möchte gern allerlei mit ihm reden, aber auf der Gaß — vor den Leuten geht das nicht. Vreneli soll ihn in seine Kammer führen. Aber o'hütis! Das geht nicht! Herr und Frau sind gar exakt! Der Herr schließt alle Abend das Haus selber zu und nimmt den Schlüssel in sein Zimmer. Und bis 10 Uhr Nachts ist es in seiner Kammer nie sicher, daß nicht die Frau kommt und visitirt ob alles richtig sei. — Endlich finden sie das einzige Mittel darin: Vreneli will den Liebhaber Nachts spät in dem großen Korbe auf den Estrich hinauf winden, wie man das Holz hinauf bringt, und Joggeli — was thut die Liebe nicht! — Joggeli williget ein!

Da steht mein Joggeli auf der Wacht,
Gleich einem Dieb in finstrer Nacht;
Und wartet mit ängstlichem Verlangen,
Ob nicht der Korb bald wird anlangen.

Endlich kömmt der ersehnte Liebeswagen. Joggeli steigt furchtsam ein, und fährt langsam in die Höhe. Aber — was ist das? Auf einmal steht das Fuhrwerk stille. Joggeli rüttelt am Seile umsonst! Er hängt da, wie ein Vogel in der Kräze, und — über ihm geht die Thüre zu, unter ihm ist tiefe Nacht.

Indessen sitzt Vreneli bei seinem Liebsten. Der war auch ein Schneider; aber ein junger Meister, der ein eigenes Haus in der Stadt hat, und nächstens mit Vreneli Hochzeit halten wird. Mit ihm hatte das boshafte Mädchen den Streich abgeredet und ausgeführt.

Und Joggi hängt da in der Luft,
Tief unter ihm der Wächter ruft:
„Die Glocke die hat eilf geschlagen!“
Wie lang geht's noch eh es wird tagen.
Ihm schnurrt die Fledermaus um den Kopf.
Es pfeift der Wind, es strömt der Regen
Von allen Seiten ihm entgegen.
Und wenn dann endlich der Tag anbricht,
Wie soll's dann werden? Das weiß ich nicht!

Aber der Bote weiß es! Als es Tag ward und die Leute an die Arbeit giengen, blieben sie stehen, und fragten: was ist das? Man läuft zusammen, und als allerlei Volk versammelt war, kömmt der Korb langsam herab, Joggeli springt heraus, und das Spottgelächter verfolgt ihn. Seither heißt er: der Korbjoggeli.

Wer sich zum Liebesnarren macht,
Der wird mit Recht so ausgelacht.

Vom Wahrsagen.

Wenn irgend ein Wort falsch ist, so ist's das Wahrsagen; denn nicht Wahrheit, sondern Lügen sagen die sogenannten Wahrsager. Die Narrheit, künftige Dinge voraus wissen zu wollen, und der darauf gebaute Betrug der Wahrsagerei ist sehr alt, denn schon Moses eifert dagegen.

Aber ausgestorben ist der Glaube daran doch nicht.

Die Heiden, die Canaan bewohnten, hatten Wahrsager, Zeichendeuter, Todtenbeschwörer. Die Römer weissagten aus den Eingeweiden der Opferthiere, aus dem Fluge der Vögel u. dgl. Die Christen haben von Juden und Heiden diese Thorheiten geerbt, und viel neue hinzugedichtet in den Zeiten der Finsterniß und des Aberglaubens. Und noch jetzt sind viele, denen die Finsterniß lieber ist als das Licht. Zum Exempel: wahrsagen aus geschmolzenem Blei, das in's Wasser gegossen wird; aus den Spielkarten; aus Kaffesatz; aus klarem Wasser; aus den Zügen in der Hand; aus den himmlischen Zeichen, und wer weiß was allem! Dahin gehören auch die Vorbedeutungen, die sogenannten Zeichen. Schwatzt eine Agerste um's Haus, so bedeutet es Streit; fährt die putzende Katze mit der Pfote über die Ohren, so bedeutet das Besuch; heult ein Hund, schreit eine Krähe, läuft eine Maus über den Weg, so giebt's ein Unglück; schreit der Nachtkauz, so stirbt Jemand; wirft die Schärmaus auf dem Lande gar große Haufen Erde auf, so stirbt der Eigenthümer. Doch wer wollte allen den Unsinn erzählen, den einfältige Leute glauben. Was soll man dazu sagen?

Erstlich: der Mensch kann und soll die Zukunft nicht wissen. Die weiß nur der liebe Gott.

Zum andern: der Mensch wird dieses Geheimniß weder mit List noch mit Gewalt an sich reissen.

Zum dritten: will er dennoch an Wahrsager und Zeichendeuter glauben, so wird er betrogen zu seinem Schaden.

Und endlich zum vierten: frag die Vergangenheit um Rath, wie du die Gegenwart gut anwenden sollst, und laß die Zukunft ruhig in derjenigen Hand, in der sie liegt. — Gute Nacht!

Der Osterhase.

Etwas für die Jugend.

Woher mag es kommen, daß man um Ostern so mit Eiern spielt? Gelt, Buben, die Frage ist euch noch nie eingefallen. Ihr düpft, spielt, eßt die Eier, und dann ist's gut. Aber höret, was der Bote von den Ostereiern und vom Osterhasen weiß. Zur Zeit, als noch alles katholisch war, gieng dem Osterfeste immer eine lange Fastenzeit voran. Sie fängt in katholischen Ländern noch jetzt an mit der Fastnacht. Da darf bis nach Ostern keinerlei Fleischspeise genossen werden, ausgenommen Fische. So leben die Leute von allerlei Backwerk und Eiern. Diese Eier aber verleideten am Ende den Leuten so, daß sie, sobald Ostern kam, die Eier, als eine verächtliche Speise, einander vor die Füße warfen. Nach der Reformation, wo das Fastengebot aufgehoben wurde, machte man ein Kinderspiel daraus, und färbte die Eier, damit die Freude um so größer sei. Da nun das Wunderbare immer das Kindergemüth anspricht, so versteckte man den Eierkram in eine Erdichtung, und sagte: ein Hase schleiche in der Nacht vor Ostern herum, und lege die vielfarbigen Eier. Das ist der räthselhafte Osterhase.

Die Sage von einem eierlegenden Hasen war doch einigen gar zu unwahrscheinlich, und darum machen sie einen Hahn daraus, und sagen: Osterhahn.

Noch besser machen's die Emmenthaler. Sie sagen: der Kuckuck (Gugger) legt die schönen Eier. Und kein Vogel schickt sich besser dazu als dieser, der ohnehin ein räthselhafter Vogel ist, und gerade zur selben Zeit wieder bei uns anlangt. — Für jetzt giebt der Bote ein Lied vom Osterhasen; ein andermal eins vom Gugger.

Das Lied vom Osterhas.

1. Auch du, den unsere Jugend ehrt,
Bist eines Liedes werth.
Das nett'ste Thierchen von der Welt
Bist du, das uns voraus gefällt.
Bist brav und gut noch obendrein.
D'rum muß auch dir gesungen sein.
Wem gilt wohl das?
Dem Osterhas!

2. So pfiffig wie du, kleiner Wicht,
Ist auch der Kuckuck nicht.
Du spuckest fast in jedem Haus,
Gehst ungesehen ein und aus.
Dann sieht man zwar die Spur von dir,
Dich selber nicht, du loses Thier!
Von wem gilt das?
Vom Osterhas.

3. Zwar geht von dir oft das Gerücht,
Du leb'st und leibest nicht,
Sei'st gar erfroren — mausetodt.
Ei! damit hat es keine Noth!
So lang wir Ostereier sehn,
Muß man — du lebest — auch gestehn,
Und seiest — was?
Der Osterhas.

4. Und heißt's einmal: der Has ist da!
Dann geht es lustig! Hah!
Wie springt man da zur Thür hinaus,
Sucht alle Eck und Winkel aus,
In Haus und Garten, überall,
Und oft noch gar im Hühnerstall,
Find't einer — was?
Vom Osterhas.

5. Auch hin und wieder giebt's dabei,
Spektakel mancherlei.
Da sucht sich einer fast zu todt,
Und find't mit großer Müh' und Noth
Noch kaum ein armes Osterei,
Ein andrer findet zwei und drei.
Nach Gunst geht das,
Herr Osterhas.

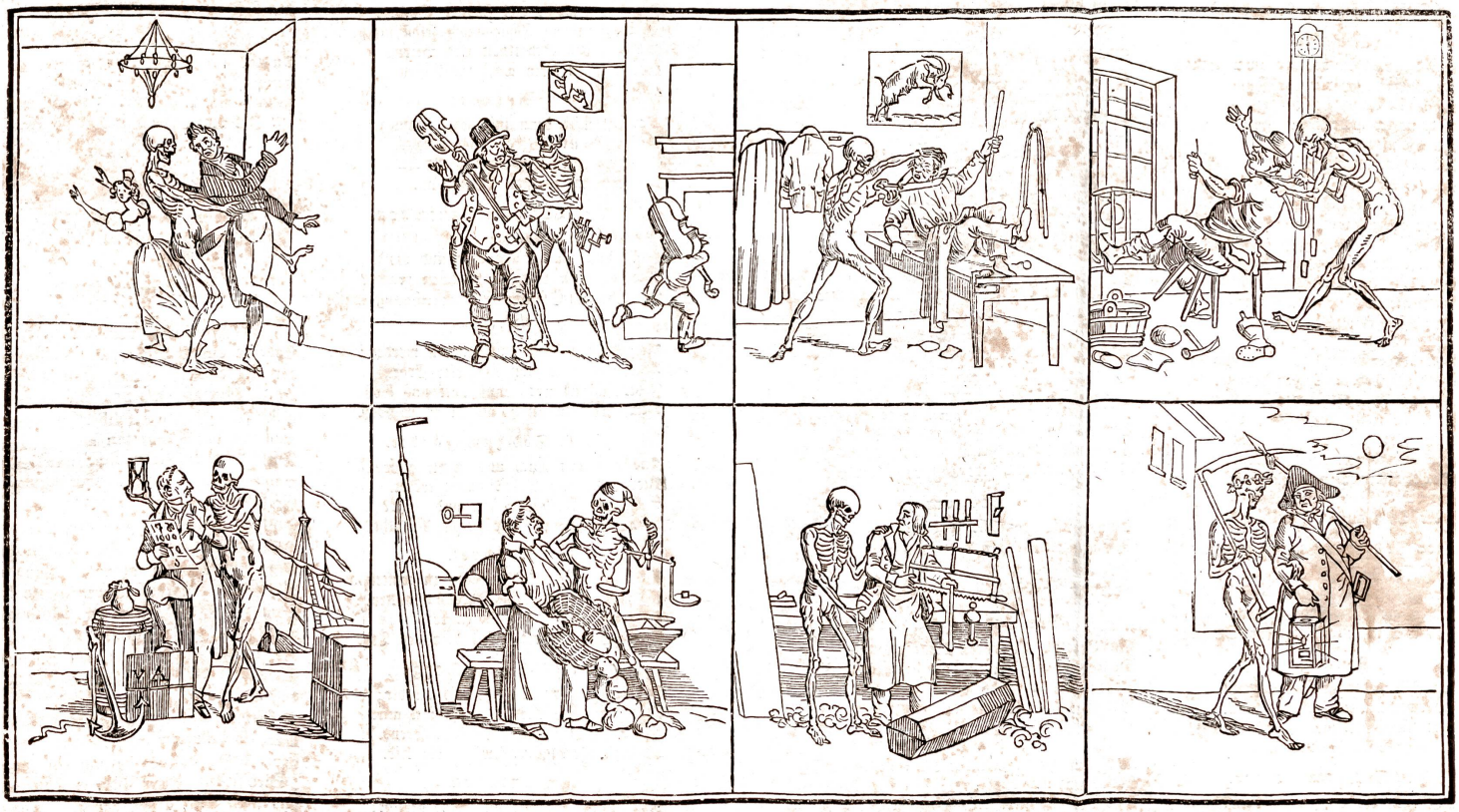
6. Dort spionirt ein Knab' eins aus,
Und still, wie eine Maus,
Schleicht er darnach, glaubt's schon ertappt,
Doch vor der Nase weggeschnappt,
Hat ihm ein Mädchen jetzt sein Ei,
Und lacht ihn schalkhaft aus dabei.
Ein Spaß ist das,
Vom Osterhas.

7. Das Mädchen dort, mit nassem Blick,
Beweint sein Mißgeschick.
Es hat, vor Freud' ob seinem Fund,
Geküßt den Boden mit dem Mund.
O weh'! Wie war es ungeschickt!
Gewiß hat es sein Ei zerdrückt.
Ein Tuck ist das,
Vom Osterhas.

8. Dort guckt ein Knabe sich fast blind,
Und wundert, wie geschwind
Der Hase, fertig und geschickt,
Die leeren Nester wieder spickt;
Macht lauschend auf ihn schlaue Jagd,
Find't in Gestalt der Stubenmagd —
Wer glaubte das?
Den Osterhas.

9. Auf Gottes Erde, weit und breit,
Sind Schätze viel zerstreut.
Doch es versteckt sie die Natur
Mit Fleiß, wie unser Häschen. — Nur
Durch ernstes Suchen find't man sie,
Im Schlaf wahrhaftig, ewig nie.
Genug sei das,
Vom Osterhas.

Ein Todtentanz.



Ein Todtentanz.

(Siehe vorstehende Zeichnung.)

Vorwort.

Mein Leser, ich hab' zu guter Stund
In alter Schrift gemacht den Fund,
Ein Stück von einem Todtentanz,
Nur ist er leider nicht mehr ganz.
Den will ich meinen Lesern nun
Zur Lust in den Kalender thun.
Doch, wenn der Tod den Einen rupft,
Den Andern bei den Ohren zupft,
Dem Einen Nasenstüber giebt,
Dem Andern sagt, was nicht beliebt,
So runzelt doch ja nicht die Stirnen.
Am Tode dürft ihr gar nichts zürnen.
Der sprach die Wahrheit immerdar,
Eh' Preßfreiheit erfunden war.
Bist, Leser, du ein Ehrenmann,
So nimm des Schimpfs dich gar nicht an.
Doch, hat der Tod auf's Fell dich troffen,
Darf ich von dir, als Klugen, hoffen,
Du werdest in dich selber gehn,
Und sagen: „mir ist recht gescheh'n.
„Das soll mir fürder nicht passiren.
„Der Teufel soll mich nicht verführen."
Hat denn der Tod dich klug gemacht
So ist der Tanz auch gut vollbracht.

Der Tod zum Tanzmeister.

Hei! Hopsassa! du kunstrych Mann
Solt einmal jetzt den Vortanz han.
Das Tanzen gieng dir sonst so ring;
Laß sehn, was machst du jetzt für Sprüng!

Antwort.

Morbleu! Die Tod at mick gepack!
Sie bringen mich ganß us die Tack.
Chassez! Croisez! ack — helfen nüt!
Ick sein misrabel, pauvre Lüt.

Der Tod zum Geiger.

Holla! Geiger, die Saiten springen!
Dein Spiel kann fürder nit gelingen.
Hast lang gegeigt, mußt jetzt mal tanzen.
Willst nicht? Der Tod wird dich kuranzen!

Antwort.

Mir war das lustig Leben Spaß;
D'rob wurd mir oft die Gurgel naß.
Das g'fiel mir bas als recht Arbeit,
Der Tod die Geige mir zerheit.

Der Tod zum Schneider.

Herunter, vom Tisch, du schlimmer Gesell!
Viel Tuch hast geworfen in die Höll.
Ein Leichtuch von gestohlner Waar
Soll zieren deine Todtenbahr.

Antwort.

Hätt ich nit braucht so scharf myn Scher
Der Tod mir jetzt so scharf nit wär.
Wyl ich mehr b'halten als gebührt
Des Todes Scher mir bitter wird.

Der Tod zum Schuster.

In engen Schuhen giengen deine Kunden,
Mit Hühneraugen, gedrückt, geschunden.
Du nahmst den Lohn und mochtest lachen.
Der Tod will dir jetzt auch eng machen.

Antwort.

Ach, welche grausame Gestalt,
Den Knieriem um den Hals mir schnallt!
Hätt Leder ich und Flyß nit g'spart,
Wär nit so ruch myn Todtenfahrt.

Der Tod zum Becker.

Du Schalk! Es haben deine Kunden
Dein Brod gar oft zu leicht erfunden.
Jetzt mußt du selber auf die Waag,
Geb was dein Seel auch wägen mag.

Antwort.

Weil mir so oft geknipst die G'sellen,
Meint ich, die Kunden dörft ich prellen.
Das hab' ich aber wenig genossen.
Zuletzt ist's mir gar bös erschossen.

Der Tod zum Schreiner.

Du hast gemacht viel schöner Sachen.
Kannst nun dyn Todtenbaum selbst machen.
Bist frei von Schalkheit und Betrug
So liegst du d'rin wohl sanft genug.

Antwort.

So legt mich denn in's letzte Haus
Und tragt im Frieden mich hinaus.
Mich klagt kein ungerechter Spahn
Vor meinem obersten Meister an.

Der Tod zum Kaufmann.

Mit Handeln durch die ganze Welt
Hast g'wonnen du viel Gut und Geld.
Wie weit hast du's im Rechnen bracht?
Der Tod ein Strich durch d'Rechnung macht!

Antwort.

Mit Sorgen sucht' ich reich zu werden;
Gold war myn Götz uf dieser Erden.
Jetzt hab' ich nüt, muß nakt und bloß,
Dem Aermsten glych, in Erden Schooß.

Der Tod zum Färber.

Kunstrych hast Tuch und Wolle g'färbt,
Viel Lob's und Geld's damit ererbt.
War dyne Farb stets gut und recht?
Wenn ich so frag, wie wird's dir ächt?

Antwort.

Ach! wenn der Tod anfangt zu walten,
So mag vor ihm kein' Farb sich halten.
Syg einer glych der Rosen roth
Für g'wüß, so bleikt ihn doch der Tod.

Der Tod zum Metzger.

Laß syn das Kalb! Jetzt ist's an dir;
Mußt, blutiger Metzger, jetzt mit mir.
Am Schlachten hattest du dein Freud.
Du wirst geschlachtet, wär's dir leid.

Antwort.

Myn Sinn war nur auf Blut gericht;
Erbärmd mit Thieren hatt' ich nicht.
Der Tod das Leben mir abseit;
Wo find ich jetzt Barmherzigkeit?

Der Tod zum Nachtwächter.

Du hast gar manche lange Nacht,
Für and're Lüt gar treu gewacht.
Komm, müder Wächter, jetzt mit mir,
Die Zyt des Schlafs ist jetzt an dir.

Antwort.

Myn treue Wacht schücht mängen Dieb;
Deß hatten mich viel Menschen lieb.
Muß mit dem Tod ich jetzt davon,
So geb mir Gott den Wächterlohn.

Der treue Hund.

In Frankreich kommen zwei Fußreisende in ein Wirthshaus. Sogleich fieng der Hund eines anwesenden Kaufmanns an zu knurren, ward wild und packte die beiden Fremden mit solcher Wuth an, daß man nur mit Mühe ihn wegreissen konnte. Diese Leute beklagten sich, und der Kaufmann machte tausend Entschuldigungen. Er konnte gar nicht begreifen, was seinen sonst so friedlichen und zahmen Hund so wild gemacht habe. Die Beiden giengen weg, und sogleich ward der Hund ruhig. Als sie bald darauf wieder herein kamen, fieng der Hund mit neuer Wuth an, sie anzufallen. Man befreit sie wieder, und der Wirth weist ihnen ein Zimmer an. Weil aber die Sache doch auffallend war, daß der Hund gegen alle andern Menschen so friedlich und nur gegen diese so wüthend war, so behorchte man sie unbemerkt, und hörte bald, daß Einer zum Andern sagte: „Sieh'st du! dieses infame Thier verräth uns noch nach acht Jahren." Die Kerle wurden festgenommen, und es ergab sich,

daß der Hund früher dem Bruder seines jetzigen Meisters gehört hatte, der vor acht Jahren ermordet und geplündert worden war. Sie erhielten ihren Lohn!

Das unvernünftige Thier, der treue Hund,
Macht das Verbrechen noch nach vielen Jahren kund.
Verbrecher! Blick hieher! Es werden deine Thäten
Früh oder spät, so oder so verrathen.

Der Bauernlümmel.

Man sagt viel davon, was die reichen Engländer oft für wunderliche Einfälle haben, und für tolles Zeug treiben. Davon weiß ich ein hübsch Stücklein zu erzählen. Eine ganz besondere Narrheit treiben die Engländer mit den Wetten. So wettete einmal ein solcher reicher Kauz vor langer Weile mit seinem Kammerdiener hundert Duplonen gegen Eine, er finde keinen so groben Bauernlümmel, dem alles grad gleich sei. Der Knecht nimmt die Wette an, und an einem Märrittag geht er herum und findet eben Einen mitten in der unhöflichsten Grobheit, der auf alles Schelten der Vorübergehenden immer nur antwortet: „Hm! was g'heit mi das.“ Der ist mein Mann, denkt der Diener, und ladet den schmutzigen Kerl ein, mit seinem Herrn zu Mittag zu essen. Ohne zu fragen, wie? und warum? geht er ohne Kompliment mit, behält den Hut auf dem Kopf und sitzt zu Tisch. Der Herr stutzt und meint, er will den Kerl manierlich machen. Er läßt eine geputzte Magd herein rufen, berichtet sie kurz auf englisch, sie soll sich an alles nicht kehren, und befiehlt ihr, dem Bauer seine schmutzigen Schuhe und Strümpfe abzuziehn, und ihm die Füße zu waschen. Der Kerl denkt: meine Alte zu Hause thäte mir das nicht. Aber die Herrenleute sind halt manierliger. So streckt er seine Beine dar und läßt sich bedienen, kehrt dann zum Tisch und läßt sich's schmecken. Jetzt ruft der Herr die Köchin, schiltet sie aus: die Fische seien nichts nutz; und als sie sich entschuldiget, giebt er ihr eine Ohrfeige. Hm! denkt der Kerl, das war unverdient, aber was geht's mich an; ich esse bis genug, der Fisch ist gut. — Jetzt kommt ein Kuchen auf den Tisch. Mir ebenrecht, denkt der Lümmel, und ohne zu warten bis man ihm giebt, greift er selber zu, haut ein tüchtig Stück ab, und frißt d'rauf los, daß es kräschlet. Hm, denkt der Herr, mag dich denn gar nichts! Er läßt den Koch kommen, sagt der Kuchen sei verpfuscht, er werde den Koch aus dem Dienst jagen. Mein Kerl sagt aber nichts, sondern nimmt noch ein Stück Kuchen. Der Koch sagt: verzeiht Herr! Eure Frau hat den Kuchen selbst gemacht! Jetzt fährt der Herr in verstelltem Zorne auf und sagt: „Was? meine Frau hat einen solchen Kuchen gemacht? So soll sie sterben, ich schmeiße sie ins Wasser!“ Er meinte, jetzt wenigstens sollte der Bengel für die Frau bitten. Aber der steht auf und sagte ganz kalt: „Wartet, lieber Herr! i will my Alti o reiche, es geit in eim hi!“ Das war dem Engländer doch zu viel, und er gab die Wette verloren.

Der Leser schüttelt ungläubig den Kopf und sagt: „das ist eine Kalenderlüge.“ Es mag sein! Erfunden hab' ich's nicht. Ich hab's nur darum erzählt, daß ich gewisse Leute warnen möchte, Grobheit nicht etwa gar für eine Ehre

zu rechnen. Das Sprichwort: unverschämt lebt desto bas! — ist halt gut eben nur für die unverschämten Leute.

Was die Leute doch alles ersinnen?

Daß man Hühner, Enten, Gänse und auch kleinere Vögel ißt, weiß der Leser schon. Aber daß man auch Vogelnester ißt, das weiß der Leser nicht; doch der Bote weiß es. In Ostindien — der Schulmeister soll es euch auf der Landkarte zeigen — giebt es eine Art Schwalben, deren Kopf, Brust und Flügel schön blau sind, der übrige Körper aber milchweiß. Diese bauen an Felsen und Höhlen am Ufer des Meeres ihre Nester, die eben den Schwalbennestern gleichen, einen Zoll tief und nur drei Zoll im Umkreise groß sind. Diese Nester machen sie aus einer Materie, die man nicht bestimmt kennt. Ist's Fischlaich, oder ein klebriger Schaum aus dem Meere, der an den Felsen klebt, man weiß es noch nicht recht. Genug, diese kleinen Vogelnester machen dort die meisterlosigsten Leckerbißlein aus, und sind so theuer, daß nur die reichen Leute sie auf die Tafel bringen. Die Vögel selbst tödtet man ja nicht, damit sie noch mehr Nester machen können.

Was alles hat doch das Leckermaul, der Mensch, ersinnet, um etwas besonderes zu essen. Frösche, Schnecken, Krebse, Schnepfen mit sammt dem D . . ck. Und nun gar noch Vogelnester!

Die Wette der Säufer.

Eine Warnungstafel für viele dergleichen.

Im Schenkhaus saßen in großer Zahl,
Nach kurzer Arbeit beim späten Mahl,
Die lockern Gesellen am Aarenstrand,
Wo neulich ein neues Saufhaus entstand;
Und rühmten mit Lachen wie fein und wie klug
Sie heute den Meister prellten mit Trug.
Daß er für achte bezahlt ihrer vier,
Deß lachten die Schelme zum Sterben schier.
Man lacht, man jubelt. Die Flaschen sind leer.
Zur Ehre der Schelmen jetzt Branntenwein her.
Ein Räuschchen — noch bläst nicht der Sonntag in's Horn, —
Und zankt auch das Weibchen — wen schrecket sein Zorn!
Und Einer: „das schmeckt ja wie Wasser, Herr Wirth;
Solch' Fläschchen wohl leerte — ein Ziegenhirt.
Bei'r Wassertaufe war heut ich schon
Gern opf're ich für bessern den Wochenlohn."
Verdrüßlich der Wirth spricht: „daß Einer aus euch
Die Flasche noch leere, da wett ich sogleich
Was immer er will — und die Zeche sei frei."
Der Trunkenste trotzet: „es bleibe dabei.
Was immer ich will? nur den Handschlag gereicht.
(Ein Laster begleitet das andere leicht.)
Ich will — ich will zur Wirthin die Nacht!"
Und tobend die saub're Gesellschaft lacht.
Verblüfft steht der Wirth, und der Tollkopf setzt an,
Setzt ab, und setzt an! Erst ein seliger Wahn!
Mehr Durst bis er taumelt; dann fluchet der Noth;
Und — ein Nervenschlag schmettert den Säufer zu tod.

Der böse Mann.

Und die junge Frau wollte Meister sein und allein regieren. Aber der Mann setzte dem Pantoffel einen ruhigen Muth entgegen, und hielt die Zügel mit fester

Hand. Und als das Zungengeschütz mit Keifer und Zanken verschossen, und das Weihwasser der Thränen verlaufen war, und alles umsonst, und der Mann nicht weichen wollte, da ergreift die Frau ein desperates Mittel, um den Mann mürbe zu machen, sie läuft ihm davon! Ach! armer Mann, was wirst du thun! — Nun ja! Was thut er? Er läßt in der Stadt herum austrommeln: „dem Herrn N. N. ist seine junge Frau verloren gegangen. Der redliche Finder erhält ein schönes Trinkgeld, wenn er dieselbe — — für sich behält!“ O du gottloser Mann!

Die böse Frau.

Die Frau hatte das Schicksal, daß sie an einen gar unerchanten Mann gebunden war. Unverständig, grob, liederlich, kam er oft betrunken heim, und dann gieng's über die Frau los, daß sie oft aus dem Hause fliehen mußte. Sie konnt' es nicht ändern, und trug's mit Geduld. Einmal ist sie krank; da kommt der Grobian zum Bette und sagt: „Ranzlt, stirb! Ich will dann eine andere nehmen!“ Was thut die Frau? — Die beßte Strafe die sie ihm thun konnte. Sie stirbt nicht! Sie wird wieder gesund, und läßt ihn zuerst sterben. O du böse Frau!

Vergleichungen.

Man braucht im Leben mancherlei Vergleichungen, um eine Sache deutlicher zu bezeichnen; und diese werden gern aus dem Thierreiche hergenommen. So sagt man z. B. er ist ein schlauer Fuchs, wenn man einen Menschen zeichnen will, der seine Sachen mit Hinterlist anstellt. Ferner: stumm wie ein Fisch, wenn ein Mensch gar keinen Bescheid giebt; glatt wie ein Fisch, wenn er sich aus allem herauszuziehen weiß, und man ihn nicht festhalten kann. Einem eine Floh in's Ohr setzen, heißt, etwas sagen was dem andern zu denken giebt und ihn unruhig macht. Er meint einmal, er höre die Flöhe husten, er meint, er wisse alles, auch was Niemand wissen kann. Besser ist's eine Hutte voll Flöhe hüten als junge Mädchen. — Dumme Gans nennt man ein einfältiges Weibsbild. Gans über Meer, Gans wieder her, gilt von einem, der als unwissend auf Reisen, wohl auch auf Hochschulen gieng, und doch unwissend wiederkömmt. Einen über den Gänsmist führen, heißt einen übertölpeln, anschmieren, zum Beßten haben. Der Hund giebt das Bild zu vielem Schlechten, z. B. neidisch wie ein Hund, Geizhund, Sauhund, Lumpenhund, leider Hund, unerchant wie ne Hund rc. Die Katze ist das Bild von Schmeichelei und Falschheit. Ich merke jetzt, wo die Katze im Stroh liegt, heißt, ich merke jetzt die bisher verborgene Ursach. Es ist schon mancher geschickten Katze eine Maus entronnen, es hat schon mancher gescheide Mensch etwas Ungescheides gemacht. Wenn die Katze aus dem Hause ist, so tanzen die Mäuse auf dem Tische, wenn die Meisterleute viel vom Hause weg sind, so machen die Diensten was sie wollen.

Dergleichen bildliche Redensarten, machen die Rede angenehm, wenn sie

wohl und am rechten Orte angewendet werden.

Mordio!

(Siehe gegenüberstehende Vorstellung.)

Ey! was giebt's dort, daß so viele Leute um das Ofenhaus steh'n? Ein jämmerlich Geschrei hör' ich. Aber ein Unglück muß es doch nicht sein, denn die Leute lachen aus vollem Halse. Aha! Da wird ein Schwein geschlachtet! „Aber das ist ja nichts Sonderbares," sagt ihr. Geduld, liebe Leser. Es muß mit dem armen Thiere eine eigene Bewandtniß haben, denn es sind nicht Metzger die da hanthieren! Das Thier ist der Polizei in die Hände gefallen, und die Landjäger, drei Mann hoch, helfen ihr vom Leben zum Tode. Auf der Brust des Schlachtopfers kniet der Oberschlächter, der Korporal, und fährt kunstgerecht, nach der Richtung der zweiunddreißig Hauptwinde, mit dem Messer im Halse herum. Am Hintertheil stand sein Bruder auf der Schildwache am Ausgang, hatte den Schwanz um die kräftige Faust gewunden, um das Thier festzuhalten; als wollte er einen besoffenen Handwerkspurschen in die Taverne zum Speckkämmerli führen. Der Dritte hatte, als hätte er die Schweinsjagd kunstgerecht gelernt, das Thier bei den Ohren gepackt. Müde des ohrenzerreissenden Geschreies, das von dem armen Thiere ausgieng, und des spottenden Gelächters der Umstehenden, rieth der schwitzende Oberschlächter dem Thiere die Schnürre zu verbinden. — Als endlich die Zuschauer der Marterei satt waren und ihren Unwillen laut werden ließen, schleppten die drei Pfuscher im Metzgerhandwerk die Sau in's Ofenhaus, wo — ich weiß nicht wie bald — ihr armes Leben endlich ein armseliges Ende fand.

Hättet ihr unterlassen, was ihr nicht könnet,
Und hättet dem Metzger sein Löhnlein gegönnet,
Ihr ständet jetzt nicht im hinkenden Bott,
Und hättet ersparet Gelächter und Spott.

An die Schwalben im Herbste.

Ihr sammlet ech ja währli scho!
Ist eui Zyt zum Reise cho?
Wüßt ihr's ächt us der Prattig?
Ihr wüßt der Weg, u fraget nit,
Ihr gaht so wyt, verirret nit.
Jä wohl! Das hett e Gattig.

Gott b'hüt ech, u geb Glück uf d' Reis,
U führ ech selber hei. — Wer weiß
Ihr chömet einisch ume.
Heh nu! Ihr syt üs allne recht.
Doch — hm! Wie findet ihr's de ächt
Um üses Dörfli ume?

Wer weiß, bis da lauft's d's Lisi scho.
Der Hans cha d's Einmaleins de o.
U Benzli besser schrybe.
Wer weiß? Ig emel weiß es nit.
Der Ustig chunt; ihr chömet mit;
Wer wird ächt übrig blybe?

Bin ig im Ustig o no da,
E lustige u cheche Ma?
Geng froh u guter Dinge?
Wer weiß ob i nit bis dohi
Dert äne uf em Chilchhof bi,
U d' Chinder uf mer springe.

Heh nu! We dä wo euch ernährt
Un euch so g'schichtli reise lehrt,
We dä für mi will sorge,
So wird's mer keinisch übel gah.
U treffet ihr mi umhi a
So säg i: gute Morge.

Mordio!

Der Sonderling.

Es sagte mir einmal ein gescheider Mann: wenn die Zunft der Narren ausstirbt, so bleibt Niemand übrig zum Leichenbegleit! 's ist freilich ein wenig stark gesprochen; aber freilich Narren giebt's viel und mancherlei, und ich habe da wieder ein schönes Stück zu meiner Musterkarte erhalten.

Der Sonderling, wie ihn mein Korrespondent nennt, lebt zu H . . .; war ursprünglich seines Zeichens ein Keßler, wollte dann höher hinauf und ein Spengler werden, war aber bald d'rauf wieder unten bei einem Korbmacher. War ihm das zu gemein, so gieng er in's Badische und lernte Binsenhüte machen. So kam er nach und nach zum Potaschensieder, Seifen- und Kerzenmachen, Ammermehl fabriziren und — Schuldenmachen. Er nimmt Reißaus! So geht's, sagt der Bote. Zu sieben Künsten kommt die achte, das Betteln! — Im Badischen schmiert er ein Frauenzimmer an; kommt in's Aargau, wird Garnbaucher und wieder Seifensieder, kriegt mit seinem Mithalter einen Prozeß, heirathet seines Advokaten Tochter, flieht mit seiner Frau abermal vor Schulden, wird Taglöhner, dann Arbeiter in einer Baumwollenfabrik u. s. w. Die Revolution kam ihm gerade recht! In dem leidigen Rechtsamestreit war er einer der eifrigsten; hetzte alles auf gegen die Rechtsbesitzer, und brachte es mit Schmeichlen und Versprechen dahin, daß er Gemeindrath wurde! — „Eh! Potz Tusig!" Groß wär er jetzt und vornehm. Aber nun will er auch reich werden, und eine Färberei und Geschwindbleiche errichten. Es geht aber nicht! Er läßt einen Webstuhl bauen, um Hosenträgerband zu weben. Als aber die Arbeit so schlecht ward, wie man's erwarten mußte, da mußte der arme Stuhl Schuld sein, und der ward nun im Zorne zerschlagen! — Recht so, sagt der Bote, wenn einer ein Narr ist, so thut er ein Zeichen! — Aber jetzt kommt's noch besser! Unser Held läßt sich einen Wahrsagergeist machen von Messing. Der ist hohl und enthält inwendig Quecksilber. Aus dem Seil einer Kirchenglocke macht er eine Schnur, segnet sie in der heiligen Nacht zwischen 11 und 12 Uhr ein, hängt daran seinen Wahrsagergötzen, und mit Hülfe dessen will er Verlorenes und Gestohlenes wiederfinden, glückliche Lotterienummern errathen u. dgl. Sogar Silber und Gold auf dem Jura (Leberberg) zu graben, rieth ihm sein Geist! — Nu! Nu! sagt der Bote, jetzt rückt's!

Silber und Gold hat er kein's gefunden; so will er's selber machen. Er hat von Neusilber sagen gehört, und fängt an mit Hülfe eines Silberschmieds dergleichen zu fabriziren. Weil sie aber beide nichts davon verstehen, so muß der Wahrsagergeist helfen. — Mein Tausendkünstler macht in der stillen Nacht einen Ring mit Kreide auf den Tisch, in den Ring ein Kreuz, bindet die Schnur des messingenen Geistes um die Stirne und fragt ihn, wie man Neusilber macht. Und nun geht's an's Pröbeln und Pröbeln — bis dem Fasse der Boden ausgeht, und das Ding ein Ende nimmt mit Schrecken! — Hab' ich's nicht gesagt: jetzt rückt's?

Geneigter Leser! Schau den Mann,
Und nimm dir ein Exempel d'ran.

Ein Handwerk giebt dir ehrlich Brodt;
Viel Künste bringen Angst und Noth.
Treib deine Arbeit gut und treu!
Flieh Fürwitz! Der gebiert nur Reu.

Reich werden auf eine andre Manier.

Ist der Habsüchtige und der Geizige auch ein Narr? fragst du, geneigter Leser. Allerdings, sagt der Bote; und oft ist er noch etwas mehr, was noch weniger zu rühmen ist. — Wenn z. B. Herr A. kein Düpflein auf den i macht im Schreiben, um Dinte zu sparen, so lacht wohl jeder Vernünftige über den Narren, so gut als über den Bauern B., der auf der Straße alle Spähne, zerbrochenen Zaunringe u. dgl. zusammenliest und heim trägt, um Holz zu sparen. Aber was ist er noch mehr als ein Narr? Such das Wort selber, lieber Leser, wenn du gelesen hast was folget. — Wenn der Wasserbrönner allen Unflath brennt und gleichsam Gift kocht, um von versoffenen Hudeln Geld zu gewinnen, und dann lacht, wenn sie toll und voll sind; wenn der Müller seinen Kunden zu tief in den Sack greift, und sie be—schummelt; wenn der Käsereivogt mit dem Käser sich vereint, die Leute zu betriegen; wenn der Bauer mit seinem Pflug dem Nachbar über die March fährt — und sein Holz aus dem obrigkeitlichen Wald holt, wie heißt er dann? — Das ist nicht nur Narrheit! Was flucht der Hans über seine Kuh, die er am Strick führt? Ey! die Bestie hat ihren Mist auf die Straße fallen lassen, und nun ist der köstliche Schatz für ihn verloren! Was zankt der Benz mit seiner Frau? Sie hat gestern vom Müller ein Huhn gekauft, und es heute noch nicht abgeholt. Jetzt legt das Huhn, und der Müller wird das Ey behalten! — Was knübelt dort der Herr an dem Papier? Er sammelt alle Petschafte von alten Briefen, die er erhalten hat, schmelzt sie in einer Kelle und macht sich Petschierwachs daraus. — So hat jeder Geizige eine andre Manier, um reich zu werden. Aber in den Kalender gehören sie alle.

Kennst du, Leser, nun den Mann,
Den eint und andres treffen kann;
Sind mehr dergleichen dir bekannt,
Die doch der Bote nicht genannt!
Und lachst du ihre Narrheit aus,
So kehre still in's eigne Haus,
Stell vor den Spiegel still dich hin:
„Laß sehn, welch' Narr ich selber bin!"
Denn, sind wir nicht all' gleiche Narren,
So hat doch jeder seinen Sparren.

Er kann lügen wie druckt!

Das ist ein alt Sprichwort, und bedenklich! Es würd einer meinen: also ist alles erlogen was gedruckt ist. Das ist aber nicht so, denn z. B mein Kalender ist auch gedruckt, aber nicht erlogen. Merk darum wie's gemeint ist. Einmal ist freilich manches erlogen und doch gedruckt; denn das Papier ist geduldig und schämt sich nüt; siehe Zeitungen, Brochüren, Flugblätter ꝛc. Zum andern ist vieles gedruckt und ist doch wahr, wie die Bibel und viel andre Bücher. Aber zum dritten, so siehst du den Buchstaben selber nicht an, ob sie Wahrheit oder Lüge sprechen, denn beides steht oft untereinander, wie z. B. vorn im Kalender die Mondveränderungen, die sind wahr, und die Wetterprophezeiungen, die sind erlogen. Und so kommt zum

vierten mein Rath: prüfe ehe du glaubst, und behalte nur was gut ist, und ist dein Verstand zu kurz, dein Lichtlein nicht heiter genug, so sage ich zum fünften und letzten: schäme dich nicht zu bekennen, ich weiß das nicht, und frage gescheide Leute um das was du nicht weißt.

Jetzt reckt der Bote den Kopf in die Höhe und sagt: seht ihr Leute, wie viel Gescheides ich über das alte Sprüchlein zu sagen weiß. Ihr könntet mir wohl auch ein gutes Pöstlein geben.

Wie der Bote einen jungen Herrn schnauzt.

Auf der Straße kam ein junges Herrlein zu mir; war ein Schreiber-Student oder dergleichen, und trieb mit allen die uns begegneten ein muthwillig Faßwerk! Und als wir in H . . . . durch's Dorf gehn, begegnet uns ein Leichenzug. Wer am Wege stand zog die Kappe ab, und so that auch ich. Aber das Herrlein machte ein so lächerlich Gesicht, als ob das ein Hirsmontagsumzug wäre, und nicht eine Leiche. — Und als sie vorüber waren, lacht er mich gar aus, und sagt: „bist du auch so ein Narr, daß du vor einem Todten die Kappe abziehst?" — Da ward ich böse, daß ein solcher junger Gelbschnabel sollte mich alten Mann einen Narren schelten. Ich stellte mich darum kerzengerade vor ihn hin und sagte: „behalt du den Narren für dich; er steht dir besser an als mir! Und wisse, wenn ich einen Todten sehe, so denke ich, der hat sein Tagewerk vollendet, und sie läuten ihm zum langen Feierabend. Sein Herr und Meister wird ihm nun den Lohn geben, je nachdem seine Arbeit war. Und da zieh' ich denn die Kappe ab und bete in der Stille: sei barmherzig Herr und Gnade seiner armen Seele, denn wir sind alle arme Sünder! — Und wenn ihr, junger Herr, einmal sterbet, so will ich auch so sagen! Adie wohl!"

Die Wiege und das Kind.

Mutter! Was siehst du so betrübt aus an der Wiege? Fehlt dem Kindlein etwas? So fragte der Mann seine Frau. Nein, sagte sie; das Kindlein ist gesund und schläft ruhigen Schlaf. Aber — — die Wiege ist so altvätrisch und schlecht! Ey, sagte der Vater, Gottlob wenn's nur das ist. Siehe! in dieser Wiege bin auch ich gelegen und alle meine sieben Geschwister, und sind alle gesund und stark worden. — Indeß erwachte das Kindlein, und lachte fröhlich gegen Vater und Mutter, und als es losgebunden war, zappelte es mit Händen und Füßen vor Wohlsein. Da sprach der Vater: siehe wie ist das Kindlein so munter und hübsch! Solltest du nicht Gott danken für das Kind, und gerne vergessen über ihm die alte Wiege? Da schämte sich die Mutter ihrer Eitelkeit, küßte den Mann und sprach: Gottlob und Dank!

Wie die Alten sungen Singen auch die Jungen.

Vater. Los, Schulmeister, my Bub seit, du heigisch ne hütt gar tüfelsding g'harel.

Schulmeister. Allerdings, weil er um kein Warnen und Abwehren nichts thut.

Vater. Heh! Was Tüfels hett er de aber g'macht?

Schulmeister. Ich leide durchaus das gottlose Schwören und Fluchen nicht, und er flucht in einem fort.

Vater. Ja, 's ist wahr! Er hett ihm das Sacker.. .. Schwere so ag'wennt er chas bim Chätzer nit la. I weiß nume nit, woher zum T.... er das hett!

Schulmeister. Weißt du das nicht? Ich kann dir's sagen. Von dir, seinem Vater, hat er es gelernt. Du fluchst ja in einem fort. Du selber giebst deinem Kinde Aergerniß, verführst es zur Sünd. Was hilft es, daß ich — —

Vater. Gut Nacht, Schulmeister!

Wörterbuch.

(Fortsetzung.)

Façade (sprich Fassade) ist die Vorderseite eines Hauses, zumal eines großen.

Der Faktor. Ein Mann der für Andere unter ihrer Aufsicht gewisse Geschäfte besorgt. Weinfaktor z. B. ist derjenige, der die Geschäfte eines bedeutenden Weinhandels besorgt.

Die Faktur. Das Verzeichniß der Waaren und ihre Berechnung, die ein Kaufmann dem andern zuschickt.

Die Fakultät. Auf hohen Schulen die Gesammtheit der Professoren einer Wissenschaft, z. B. die medizinische Fakultät — sind alle Professoren der Heilkunde, die an der nämlichen Hochschule arbeiten.

Fallieren, Bankerot machen: vergeldstagen.

Fanatismus, auch: Fanaticismus, ein hoher Grad von religiöser Schwärmerei, der bei der Erkenntniß und Verehrung Gottes nicht die Vernunft und die Schrift, sondern lebhafte Gefühle und mancherlei grundlose Einbildungen zur Regel nimmt. Daher die Worte: fanatisch, ein Fanatiker.

Fantasie, besser geschrieben Phantasie, heißt zuerst die Einbildungskraft des Menschen, vermittelst der er sich Dinge vorstellt, die nicht sind, z. B. Gespenster. Dann nennt man Phantasien auch diese Vorstellungen selbst. Fantast — ein Mensch, der in vielen solchen Einbildungen befangen ist.

Farce, französisch, Posse, Narrenwerch.

Faschine, diese nennen wir Wedelen; der Deutsche: Reiswellen. Das Wort wird vorzüglich beim Schwellen- oder Dammbauen gebraucht.

Faseln, leichtsinnig und unüberlegt denken, reden und handeln. Daher Faselei, faselhaft.

Fatal, Unglück bringend. Die Fatalität.

Der Favorit, der vorzüglich Geliebte, der Günstling.

Faxen, kurzweilige Possen, lächerliche Bewegungen.

Die Fee. Eine Art erdichteter Untergöttinnen, eine Zauberin höherer Art. Feenmärchen, Erzählungen worin solche handeln.

Die Feluke. Eine Art kleiner Schiffe mit Segeln und Rudern.

Die Ferien. Die Zeit, wo man die gewöhnlichen Arbeiten unterläßt; z. B. Schulferien, was wir Urlaub heißen; Gerichtsferien, in denen die Gerichte stille stehen.

Der Fiacker, eine Miethkutsche.

Das Fidibus. Ein zusammengelegtes oder gedrehtes Stück Papier, womit man die Pfeife anzündet.

Das Filial, eine Nebenkirche, die der Pfarrer noch mit und neben seiner Kirche versehen muß.

Die Finanzen. Die Einkünfte eines Staates, auch der Vermögensstand eines Privatmannes.

Firlefanz, unbedeutende Possen.

Die Fontäne. Ein Springbrunnen.

Das Format, die Länge und Breite eines Buches. Folio, Quart, Oktav, Duodez u. s. f.

Das Formular. Vorschrift für eine Rede oder Schrift.

Das Fossil. Nicht organisirte Naturkörper in und auf der Erde, die man ausgraben kann. Mineralien.

Fourage (sprich Furasche), im Allgemeinen Lebensmittel, besonders Nahrung für Pferde und andere Lastthiere. Im Kriege fouragiren die Soldaten, wenn sie ausziehn und in Häusern, Scheunen, wie auf Feldern Futter zusammentreiben.

Fraktur. Die gewöhnliche Gestalt deutscher gedruckter Buchstaben, und die ihnen ähnliche Handschrift.

Franzband. Wenn ein Buch ganz in Leder gebunden und marmorirt wird. Halbfranzband ist Rücken nnd Ecken von Leder, das andere mit Papier überzogen.

Die Fregatte. Eine Art leichter Kriegsschiffe.

Fresko-Malerei. Die Kunst auf nassem Kalk zu mahlen.

Die Furie. So hieß in der Götterlehre der Griechen und Römer eine schreckliche Halbgöttin der Unterwelt, welche die Seelen quälte. Daher heißt man auch eine Person, die im Zorne wüthet, eine Furie. Daher auch die Worte: furios, furibund, d. i. wüthig.

Eitelkeit.

Frau, am Spinnrad, zu ihrem Mann: O hättisch du Joggis Peterli g'seh! das ist afen e Herr! Ganz schwarz b'chleidet, u sövel chruses Haar, u sövel e schöni Tubackpfyse! I ha ne wäger nit ume kennt!

Mann, auf dem Schusterstuhl: Nu! was thut's! Kleider machen nicht Leute! Wenn's sonst nichts ist —

Frau. — Jä b'hütis wohl! Er chunt us em Senimar, un isch Schulmeister amene Ort, da enet Bern, u si sägen ihm dert Herr!

Mann. Schon gut! Wenn er ein rechter tüchtiger Schulmeister ist, so ist das mehr werth als der schwarze Rock und die Tabackspfeife.

Frau. Wäger! wen i Meister wär, üse Bub müßt mer o i das Senimar, un e settige Herr gä.

Mann. Na! warum nit gar! Geh mir mit den Flausen. Unser Bub hat zu wenig Grütz im Kopfe um ein Schulmeister zu werden.

Frau. Jä d'rum im Senimar cheu si — —

Mann. Paperlapap! Im Seminar können sie so wenig aus einem Stock einen Schulmeister machen, als ich aus einem alten Schuh einen Stiefel.

Frau. Heh! üse Bub ist emel kei Stock. Er cha ja so schöni Buchstabe

male, und so schön schrybe u — g'wüß gäb er o ne Herr!

Mann. Narr und kein Ende! Der Bube macht Buchstaben, aber was er schreibt hat keinen Verstand. Soll mir gestern einen Konto abschreiben für den Herrn Pfarrer. Und fängt der Narr an und schreibt oben d'ran: Kurzer Unterricht! Das würd' ein schön Stück Schulmeister werden.

Frau. Heh! er hei's emel gut g'meint dermit! U we Joggis-Peterli her chönne e Herr gä —

Mann. Plagt dich doch der Hochmuthsteufel mit deinem Herrn! Unser Bube ist harthörig vom Fieber her; er hat eine undeutliche Aussprache, und du willst einen Schulmeister aus ihm machen? Ich will Gott danken, wenn ich einen Schuhmacher aus ihm machen kann.

Frau. Heh! er chönt sanft öppis bessers gä, as nume e Schuhmacher!

Mann steht auf. — Aha! Was da? Ist dir der Schuhmacher nicht gut genug? Hab ich nicht mich und dich ernährt mit meiner Hände Arbeit? Hast du je Mangel gehabt an irgend etwas Nöthigem? Daß dich! Schuhmacher soll nicht gut genug sein für meinen Buben? Ein guter Schuhmacher ist zehnmal mehr werth, als ein schlechter Schulmeister!

Da trittet eben der Herr Pfarrer herein, und sagt:

Pfarrer. Da habt ihr vollkommen recht, Meister. Aber was bringt euch so in Eifer?

Mann. Je da, mein hochmüthiges Weib. Sie hat den Joggis Peterli gesehen und meint nun, mein Bube soll auch flugs so ein Herr werden.

Pfarrer, lächelt. Aha! ist's das? Gute Frau, laßt doch ja solche Grillen fahren! Einmal ist's mit dem Herrsein nicht gethan. Ist einer sonst nichts, so ist das wenig. Zum andern könnt ihr euern Buben lang in schöne Kleider stecken, er bleibt doch ein armer Tropf, und wird nie Schulmeister. Ich habe ihn jetzt den dritten Winter in der Unterweisung, und doch ist er von den schwächsten. Euch plaget Eitelkeit und Hochmuth! Gebt das auf.

Mann. Hörst, Alte, was der Herr Pfarrer sagt? Und komm mir mit deinen Herrenmucken nicht wieder.

Bettler.

Wenn schon Moses sagt: „es soll kein Bettler unter euch sein", so dürften wir mit noch mehr Recht so sagen, weil ja jede Gemeine für ihre Armen sorget. Aber der weise Hauslehrer Sirach sagt: „betteln schmeckt wohl dem unverschämten Maule". Und leider! der unverschämten Mäuler giebt's aller Orten. Heucheln, schmeicheln und Lügen sind ihre Waffen. Glaubst du, so bist du betrogen. Sie haben wohl gar mehr Geld im Sack als du. Da schleppt sich in Paris ein armer Kerl elend durch die Gassen. Man fragt, er ist ein armer Handwerker, der aus dem Krankenhause entlassen, aber so schwach, daß er noch nicht arbeiten kann, und ohne alle Unterstützung ist. Man giebt ihm Geld, man bringt ihm Suppe, Kleider und andere Gaben. Zwei mitleidige Polizeidiener nehmen ihn unter den Armen und führen ihn auf das Büreau. — Der Polizeikommissär fragt mitleidig nach seinen

Umständen. Aber der Bursche antwortet verwirrt, unsicher, wird verdächtig, schärfer examinirt und da findet sich, daß er gar nicht krank war, nie im Krankenhause lag, daß alles erlogen ist und er viel Geld so gewonnen hat. — Dergleichen ist sicher in unserm Lande schon viel passirt. Trau, schau, wem!

Das Bohnenlied.

„Ich will ihm das Bohnenlied singen. Das ist über's Bohnenlied aus." Diese Redensart hören und brauchen Viele, und wissen doch nicht, was es mit dem Bohnenlied für eine Bewandtniß hat. Hier etwas zur Erklärung.

Als das Volk zu Bern anfieng, sich zur Reformation zu neigen, da erhob sich überall offener Spott über den Pabst und die Pfaffen. So lesen wir in der Geschichte: „Hiezwischen uf den Escher Mitwuchen ward der Ablaß mit dem Bohnenlied durch alle Gassen getragen und verspottet." — Was ist das Bohnenlied? so fragen viele; aber der Bote und andere gelehrte Leute haben bisher vergeblich nach diesem Bohnenlied gefragt. Die Einen meinen es sei ein eigenes lustiges Spottlied gewesen, das 1522 gesungen worden sei. Andere meinen es sei der Anfang von dem öffentlich aufgeführten Schauspiel, der Todtenfresser genannt, wo der Leidmann, Augustin Vorschopf, also anhebt:

Erbarm sich Gott und all sein Engel,
Daß unser Vetter Bohnenstengel
So jung mit Tod abgegangen ist.

Andere meinen, es sei von einem alten Lied die Rede, wo jedes Gesatz mit den Worten schließt:

„Gang mir aus den Bohnen."

Der Bote weiß nicht, wer recht hat. Nur das weiß er, daß „einem das Bohnenlied singen" so viel bedeutet, als, einem unfreundlich den Abscheid geben. Geht's damit gar zu rauch, so heißt es: „das ist über das Bohnenlied." — Weiß nun der geneigte Leser Jemand, dem er das Bohnenlied singen möchte, so weiß der Bote deren viele: z. B. die vielen unnützen neuen Wirthe, die vielen Lumpen und Hudeln, die dort leben, die müßigen Bettler, die Obstdiebe ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Ein schönes neues Bohnenlied.

Zu männiglichs Belustigung und Erbauung gedichtet von einem alten Magister.

Weil das alt zu dieser Frist
Noch nicht aufgefunden ist,
Will ich euch ein neues dichten
Und auf diese Zeit es richten.
Zeigen soll es, ohne Schonen,
Wem man singt: gang aus den Bohnen.

Kommt ein Klappermaul in's Haus;
Packt den Lügenkram da aus,
Und macht Streit bei Alt und Jungen;
Eh' das Unheil ist gelungen
Mußt ihn jagen, ohne Schonen:
Huß! Asmodi! Aus den Bohnen.

Kommt ein Bub vor's Fensterlein,
Will herein zum Töchterlein,
Will da heimlich karressiren,
Und die Unschuld gar verführen;
Der darf da nicht länger wohnen.
Sing ihm: gang mir aus den Bohnen.

Sieh! Da kommt ein Würzenmann,
Bietet Trank und Pulver an;
Will all' Krankheit bald kuriren.
Laß dich da ja nicht verführen!
Schlecht würd' hier dein Glaube lohnen.
Sing ihm, gang mir aus den Bohnen.

Schau! Der Schneider Lobesan
Fängt das Predigen jetzt an,
Will mit Schwatzen und Parliren
Dich der Kirche gar entführen.
Darfst ihm singen, ohne Schonen:
Bleib bei'r Ell! Gang aus den Bohnen.

Wirth! paß auf, nimm dich in Acht!
Wenn bis spät um Mitternacht,
Säufer, Spieler, Hudler, Lumpen,
Bei dir sitzen, johlen, gumpen;
Zähl nicht Batzen, nicht Duplonen,
Jag sie lieber aus den Bohnen.

Merkwürdiger Traum.

Einem ernsten Manne träumte einmal er spaziere in einem Walde. Da sah er einen Mann, der haut Holz, trägt es auf einen Haufen, bindet es zusammen, und will es weg tragen. Aber es ist ihm zu schwer; er mag's nicht aufheben von der Erde. Da geht er hin, haut noch mehr Holz, legt's zum ersten, will jetzt die Bürde wegtragen, und vermag's noch weniger als das erste Mal. So geht er abermal hin, holt neues Holz und thut wie vorher. Da dachte Jener: ist der Mann ein Narr, und verrückt in seinem Sinne, daß er also thut? — Und am Morgen denkt er des Traumes, kann die Deutung nicht finden, und fragt einen frommen Gelehrten darum. Dieser antwortet, das ist des Traumes Deutung: der Mann, der Holz haut, ist das Bild des Sünders. Er vermag nicht die Bürde seiner Sünden zu heben und weg zu schaffen. Dennoch geht er hin und macht die Bürde noch größer, und immer größer? vermag er jetzt sie zu heben? Er sündigt immer mehr, und meint am Ende doch noch mit Buße diese schwere Last zu haben, da er die leichtere nicht zu heben vermochte. Lies Sirach XVIII. 22.

Sonderbarer Wunsch.

Ein großer König der alten Zeit hatte unter seinen Hofleuten einen, der ihm vor allen lieb und werth war. Er hob ihn zu großen Ehren, überhäufte ihn mit Reichthum, also daß Jedermann ihn für einen sehr glücklichen Menschen hielt. Einmal begegnet ihm der König, grüßt ihn freundlich, und fragt: ob er nun zufrieden sei? Der Mann dankt höflich für des Königs besondere Gunst und Gnade; sagt aber doch, daß ihm noch Eins fehle. — Der König stutzt, denkt: ist er denn so gar ungenügsam? Und fragt: „Was wünschest du noch mehr?" Da antwortete Jener: nur einen recht großen, starken Nagel! — Verwundert fragt der König: „Aber — hängt denn das Glück an einem Nagel?" Allerdings, ihro Majestät! Denn hätt' ich einen Nagel, der groß und stark genug wäre, so wollt ich damit das Glücksrad festnageln! Denn sonst werde ich, der ich jetzt der Oberste bin, bald wieder der Unterste sein.

Trau nicht dem wandelbaren Glücke!
Du fühlst sonst seine losen Tücke.
Je heller glänzt des Glückes Schein,
Je schneller wird's vorüber sein.

Hohes Alter.

Jedermann wollte gerne alt werden, und ist ein wahres Wort in dem Verse enthalten:

Der Jüngling hofft des Mannes Ziel;
Der Mann noch seiner Jahre viel;
Der Greis zu vielen noch ein Jahr;
Und keiner nimmt den Irrthum wahr.

Darum lesen die Leute gerne von recht alten Menschen; denn sie denken so stille bei sich: Hm! ich kann wohl auch so alt werden. — Da find ich in einem Blatte, daß in Ungarn vor mehreren Jahren ein gewisser Martin Zarobiany in einem Alter von 112, sage hundert und zwölf Jahren gestorben ist. In seinem 39. Jahr nahm er eine Frau (der ist spät witzig worden). Er war schon 71 Jahre alt, als er sein erstes Kind kriegte, und nun noch — wiegen lernte. Das zweite erhielt er im 79. und das dritte im 81. Jahre. Als er hundert und neun Jahre alt war, tanzte er auf seiner goldenen Hochzeit noch recht munter. Erst vier Wochen vor seinem Tode klagte er über Abnahme der Kräfte, und eine gewisse Bangigkeit. Noch eine Stunde vor seinem Tode rauchte er ruhig seine Pfeife. — Alle Einwohner seines Ortes bezeugen aber, daß er immer ein sehr regelmäßiges Leben, im Essen und Trinken mäßig, geführt habe.

D'rum, lieber Leser, glaube mir,
Das ist das beßte Lebenselixier.

Mystifikationen.

Es wird mancher geneigte Leser bemerkt haben, daß in neuern Zeiten manches Wort seine alte Bedeutung verloren hat, und manches neue Wort entstanden ist, das nicht Jeder sogleich versteht. Ein solches ist auch das Wort Mystifikation. Wenn sonst Einer den Andern zum Beßten oder gut deutsch — für einen Narren hielt, so sagte man: „er hat ihm einen Bären angehenkt", oder im Emmenthal: „er hat ihm Mehl angemacht". Jetzt aber heißt das: er hat ihn mystifizirt. — Man sollte meinen, die Welt wäre höflich geworden, wenn man's nicht anders wüßte. — Dergleichen Mystifikationen, oder auf deutsch: Lügen, brauchen zumal die Zeitungsschreiber, wenn sie sonst nichts wissen, und doch das Blatt ausfüllen müssen. Dann erzählen sie von Meerwundern, ungeheuern Seeschlangen, die ganze Schiffe zu verschlingen drohen; von einem Kirchthurm, der auf Maulesseln von einem Dorf in's andere transportirt wurde und dergleichen. Merks der Leser: Lügen ist eine schlechte Kunst, und kommt aus einer Schule, worin der Meister der Vater der Lügen ist. Ferner so glaube doch nicht alles sogleich, und noch weniger sag's nach. Denn es ist keine Ehre dabei Lügen zu verbreiten und Unkraut zu säen.

Fabel.

Wenn wir der alten Fabel glauben,
So war ehdem der Rabe weiß,
Wie Schwäne, oder wie die weißen Tauben.
„Wie ward er schwarz?" Im alten Fabelbuche
Erzählt er so: — der Tag war rüchtig heiß,
Ich saß im kühlen Laub der Buche
Ganz still versteckt, und sah
Was heimlich unter'm Baum geschah.
„Was war's?" Still! Eine Göttin wollte,
Daß Niemand das erfahren sollte.
Nun! Hätt' ich's nur gesehn und dazu still geschwiegen,
Ich wäre heut noch, wie ich glaube,
Weiß wie der Schwan, wie eine weiße Taube.
Allein, ich Thor! Ich schwatzt' es aus!
Und d'rum schwarz wie die Mitternacht
Hat mich der Göttin Zorn gemacht.

* * *

Merkt euch die Lehre: soll das Haus,
In dem ihr dient, sich euch gewogen zeigen,
So lernet hören, sehn und — schweigen.

So geht's!

Der Wirth und Gemeindrath in X. sagt zum Zimmermann: höre, Peter, du mußt mir da in meiner Scheuer eine Arbeit im Kühstall machen, grad jetzt. Das kann jetzt nicht sein, sagt Peter, ich fange eben eine Arbeit in der Kirche an.

Wirth. Das thut nichts. Das kann warten bis an's Ende der Woche!

Peter. Ja nein! Am Freitag ist Gottesdienst und am Samstag werd' ich nicht fertig. Es ist Arbeit für mehrere Tage!

Wirth. Meinetwegen! Das kann warten bis die andere Woche. Aber du kommst in meinen Kuhstall!

Peter. Aber der Pfarrer wird — —

Wirth. Komm mir nicht mit dem! Ich bin Gemeindrath und nicht der Pfarrer. Er bezahlt nichts daran, und hat nichts zu befehlen.

Und — der Kuhstall ward reparirt und die Kirche mußte warten!!

Etwas vom Schützenfest in Solothurn.

Weil der Bote ein langsamer, hinkender ist, so muß er immer seinen Kalender frühe anfangen, damit er zu rechter Zeit fertig wird und der Drucker nicht in Ungeduld gerathet. So war ich denn eben auch am Ende, ehe ich genugsamen Bescheid vom Schützenfest erhielt, und kann darum jetzt nur ganz kurz erzählen, was der Leser aber wohl aus Zeitungen u. dgl. besser kennt. Schützen aus allen Kantonen der Schweiz kamen in Solothurn zusammen. Das Fest währte vom 12. bis 18. Heumonat.

Es ward da viel Pulver und Blei verschossen,
Viel gute Speise und Trank genossen,
Viel lange und breite Reden gehört,
Doch, Gottlob! die Eintracht ward nicht gestört.
Und der Bote meint, vom ganzen Feste,
Sei das doch wahrlich das Allerbeßte.
Und wenn wir denken: es waren Eidsgenossen,
Die da mit einander zum Ziele schossen,
Leute, die durch einen theuren Eid
Verpflichtet sind zur Einigkeit;
So müßte doch den der Böse reiten,
Der hieher käme um zu zanken und streiten.
Hoch lassen wir d'rum die Schützen leben,
Die das schöne Beispiel der Eintracht geben.

Daß die Zurüstungen zum Empfang von einigen tausend Schützen groß sein mußten, versteht sich. Da waren bereit unter Anderm 12,000 Teller, 100 Suppenschüsseln, 700 große Platten, 300 kleine Platten, 400 Salatschüsseln, 120 Kaffeekannen, 40 Theekannen, 200 Zuckerbüchsen, 3600 Tassen, 200 Senfkrüglein, 50 Lichtstöcke und 150 Lampen, 3600 Bestecke (das ist Löffel, Gabel und Messer), 40 Dutzend Kaffeelöffeli, 20,000 Weinflaschen, 9000 Trinkgläser u. s. w.

Schüsse wurden geschossen 215,602. In und hinter den Scheiben wurden nach dem Schießen achtzig Centner Blei gefunden.

Verbraucht wurden in der Speisehütte 192 Centner Fleisch und 49,796 Flaschen Schützenwein, dazu noch 3250 Flaschen Ehrenwein gekostet, zusammen 53,046 Flaschen. — Aeh b'hüti's, wie viel.

Das Schönste ist aber nicht der Kosten und nicht der Gewinn, sondern daß alles so ruhig und in schönster Ordnung, ohne Ausschweifung und Störung vorübergieng! Gsegott alle z'säme.